



„Laut über das Unmenschliche reden!“

Lebensgeschichten zum Deportationslager Köln-Müngersdorf 1941-1945

Lebensgeschichten zum Deportationslager Köln-Müngersdorf 1941-1945

Kurt Schlechtriemen



Bürgerverein Köln-Müngersdorf e.V.



Im Spätsommer 1941 mussten sich die Menschen im Müngersdorfer Fort V einfinden. In dessen Katakomben war es unmöglich zu existieren; deshalb mussten, um zu überleben, die täglichen Verrichtungen ins Freie verlegt werden.

FOTO: AMT FÜR DENKMALSCHUTZ STADT KÖLN | QUELLE: SYNAGOGENGEMEINDE KÖLN

FOTO: AMT FÜR DENKMALSCHUTZ STADT KÖLN | QUELLE: SYNAGOGENGEMEINDE KÖLN



„Laut über das Unmenschliche reden!“

Lebensgeschichten
zum Deportationslager
Köln-Müngersdorf
1941-1945

Kurt Schlechtriemen

Bürgerverein Köln-Müngersdorf e.V.

www.bvm.koeln | 1





Vorwort

Laut über das Unmenschliche reden,

die Erinnerung an die Verbrechen der Nationalsozialisten wachhalten, dem Vergessen entgegenwirken, das gehörte zu den wichtigsten Zielsetzungen des Bürgervereins Köln-Müngersdorf, als er sich 2015 auf den Weg machte, eine würdige Gedenkstätte am Ort des ehemaligen Deportationslagers zu schaffen. Diesem Bemühen waren allerdings enge Grenzen gesetzt, denn es gab nur sehr wenige Informationen über das Lagergeschehen und kaum Kenntnisse über Einzelschicksale. Zumeist waren nicht einmal die Namen der rund 3500 Jüdinnen und Juden bekannt, die das Lager erleiden mussten und von hier aus in die KZ verschleppt, oft auch zu schwerer, gefährlicher Arbeit gezwungen wurden.

Aber das sollte sich mit dem Bekanntwerden unseres Vorhabens ändern, denn es meldeten sich bald einzelne Betroffene, die als Kinder selbst im Lager waren und durch Zufall der Deportation entkommen konnten, dann aber auch vereinzelt Personen, die über Schicksale von Freunden und Bekannten zu berichten wussten. Unser Mitglied Kurt Schlechtriemen ist diesen wenigen

erhaltenen Lebensspuren mit viel Einfühlungsvermögen nachgegangen und hat sie in der vorliegenden Schrift aufgezeichnet. Sie stehen damit exemplarisch für die erschreckende Zahl von mehreren Tausend Unschuldigen, die in unserem Veedel, sozusagen vor unserer Haustür, Opfer grausamer Verbrechen wurden und seitdem verschwunden sind – namenlos, ohne nachvollziehbare Spuren zu hinterlassen.

Mit den nachspürenden, empathischen Berichten dieser Broschüre wird dem Leser noch einmal das kaum vorstellbare Leid Tausender von den Nationalsozialisten Verfolgter in seiner ganzen Härte, Unmenschlichkeit und Unerbittlichkeit vor Augen geführt. Geschichte, die 1941 mit der Errichtung des Lagers am ehemaligen Fort V begann, wird so durch Lebensgeschichten lebendig. Diese gehen uns nahe, berühren uns, fordern zur Stellungnahme und persönlichem Engagement heraus. Sie beschreiben in nachfühlbarer, anschaulicher Weise, was das Kunstwerk von Simon Ungers im Zentrum des Gedenkorts in abstrakter Formensprache zum Ausdruck bringt. Insofern ist die vorliegende Schrift über Einzelschicksale eine wichtige Ergänzung zum 2020 errichteten Gedenkort am ehemaligen Fort V im Grüngürtel.

Wiedergutmachen können wir das Geschehene nicht. Aber wir können,





angerührt vom kaum fassbaren Schicksal unschuldiger Opfer, uns dafür einsetzen, dass Vergleichbares nie wieder passiert. Gerade angesichts der beängstigenden aktuellen Entwicklungen in unserem Land mit zahlreichen antijüdischen und antisemitischen Vorfällen ist dieser persönliche Einsatz von uns gefordert. Diese Erkenntnis hat auch entscheidend mit dazu beigetragen, dass der Bürgerverein sich mit Nachdruck für die Errichtung des Gedenkortes am ehemaligen Deportationslager engagiert und nun auch für die Herausgabe dieser Schrift stark gemacht hat.

In diesem Jahr 2021, dem Gedenkjahr „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ wird in landesweit stattfindenden Veranstaltungen in eindrucklicher Weise aufgezeigt, wie Jüdinnen und Juden seit nahezu zwei Jahrtausenden unsere Geschichte mitgeprägt haben. Trotz schlimmer Perioden von Ausgrenzung und Verfolgung haben sie unser Land durch herausragende Leistungen in kultureller, wissenschaftlicher, wirtschaftlicher und anderer Hinsicht bereichert und gefördert. Der Holocaust hat die Basis für dieses fruchtbare Mit-einander in grausamer Weise zerstört und damit zu einem nicht wieder gutzumachenden Verlust mit äußerst schmerzlichen Folgen für unser Land und uns alle geführt. Auch dieser kurze Blick in die lange Geschichte jüdischen Lebens in Deutsch-

land macht deutlich, dass es jede Anstrengung wert ist, sich für die Achtung und Wahrung der Menschenwürde jedes Einzelnen, entsprechend den Maximen unseres Grundgesetzes und den Erhalt unserer freiheitlich demokratischen Grundordnung einzusetzen. Anstelle von Ausgrenzung, Diskriminierung und Hass, die zur Spaltung der Gesellschaft führen, sollen Offenheit, Toleranz, Solidarität und Mitmenschlichkeit ein friedvolles, solidarisches Miteinander ermöglichen. Niemand darf in unserer pluralen Gesellschaft wegen seiner Herkunft oder anderer persönlicher Merkmale ausgegrenzt und in irgendeiner Weise benachteiligt werden. Wehret den Anfängen! damit aus kaum beachteten mehr oder weniger harmlosen „Zündeleyen“ nicht ein großes Feuer entstehe.

*Hildegard Jahn-Schnelle
Langjährige Vorsitzende
des Bürgervereins Köln Müngersdorf e.V.*





Geleitwort

Das Deportationslager in Köln-Müngersdorf zählte lange zu den im öffentlichen Bewusstsein vergessenen und verdrängten Orten, obwohl es eine große Bedeutung für die Geschichte des Nationalsozialismus in Köln hatte. Nur ganz wenige andere Orte in Köln sind wie das Lager Müngersdorf mit den Schrecken der nationalsozialistischen Terrorherrschaft, mit Verfolgung und Holocaust derart intensiv verbunden. Zwischen 1941 und 1945 waren rund 3.500 als jüdisch verfolgte Personen aus Köln und den umliegenden Gemeinden im Deportationslager Müngersdorf interniert. Es spielte damit eine zentrale Rolle im Verfolgungs- und Vernichtungsapparat des NS-Regimes und war Ausgangspunkt der Shoah in Köln.

Selbst im Stadtteil Müngersdorf war die schreckliche Geschichte dieses Ortes vergessen und verdrängt worden. Es war in den letzten Jahren das große Anliegen des Bürgervereins Köln-Müngersdorf, dies zu ändern.

1981 errichtete die Stadt Köln an der Stelle, wo das ehemalige Fort stand, zur Erinnerung an die Geschichte dieses Ortes einen großen Findling mit einer Gedenktafel. Mit Recht setzte sich der Bürgerverein Köln-Müngersdorf für eine zeitgemäßere und würdigere Gedenkform ein.

Der Gedenkort Deportationslager Köln-Müngersdorf besteht aus zwei miteinander verbundenen Teilen: dem Kunstwerk von Simon Ungers und dem „Weg des Gedenkens“ mit drei Infoblöcken, der zu dem Standort des ehemaligen Barackenlagers führt, wo sich heute die Kleingartenanlage „Waldfrieden“ befindet. Es ist ein begehbarer Gedenkort entstanden, der über diesen „Weg des Gedenkens“ die verschiedenen Teile des ehemaligen Lagers miteinander verbindet.

Es verdient einen enormen Respekt, mit welcher Sorgfalt und persönlichem Engagement sich Mitglieder des Bürgervereins für dieses Projekt eingesetzt haben, allen voran die langjährige Vorsitzende des Bürgervereins Köln-Müngersdorf Hildegard Jahn-Schnelle und der fachkundige Heimatforscher des Bürgervereins Kurt Schlechtriemen. Wichtig war es, dass es nicht allein um die Form eines Denkmals ging, sondern auch immer darum, das Wissen über diesen Ort zu erforschen und verbreitern. Erinnern kann nur gelingen, wenn es





wissensfundiert ist. Kurt Schlechtriemen hat in den letzten Jahren einen wichtigen Beitrag dazu geleistet. Schon 2017 erschien seine vom Bürgerverein herausgegebene Broschüre „Opfer des Nationalsozialismus in Köln-Müngersdorf. Betroffene und Zeitzeugen kommen zu Wort“.

Eine Fortsetzung stellt die vorliegende Broschüre dar. „‘Laut über das Unmenschliche reden!’ Lebensgeschichten zum Deportationslager Köln-Müngersdorf 1941-1945“. Im Rahmen der Aktivitäten um das Denkmal kam der Herausgeber mit drei Männern aus Köln, Siegburg und Berlin in Verbindung. Sie hatten als Kinder beziehungsweise Jugendliche im Lager leben müssen. Selbst nach so vielen Jahren gab und gibt es noch Zeitzeugen, die die Schrecken unmittelbar erlebt haben.

Dies ist nicht allein für die Erforschung des Ortes wesentlich. Die biografische Methode erleichtert für viele den Zugang zur Geschichte. Anstelle von abstrakten Schilderungen und kaum nachvollziehbaren hohen Opferzahlen treten Leben und Leiden von einzelnen Menschen in den Blickpunkt. Empathie und Respekt werden sich beim Lesen der Erinnerungen einstellen.

FOTO: JÖRN NAUMANN

Man spürt, wie wichtig für Kurt Schlechtriemen die Begegnung mit den

Zeitzeugen war. Aber auch für die ehemaligen Opfer ist es wesentlich zu sehen, dass sich jemand für ihre Geschichte interessiert und sie aufbewahren möchte. Der „Gedenkort Deportationslager Köln-Müngersdorf 1941-1945“ erfüllt für sie eine besondere Funktion: Sie werden es mit einer besonderen Genugtuung sehen, dass in einer würdigen und beeindruckenden Form an den Ort erinnert wird, der für sie die Vorhölle gewesen sein muss. Zudem ermöglicht der Gedenkort auch Angehörigen der zweiten und dritten Generation, die Stelle zu sehen, von wo aus Eltern, Großeltern oder andere Verwandte in den Tod deportiert wurden.

*Dr. Werner Jung
Direktor des NS-Dokumentations-
zentrums des Stadt Köln*



Inhalt



Das Umschlagfoto gibt die Situation der 1962 geschleiften Haftstätte Fort V wieder. Es wurde aufgenommen im baugleichen Fort IV in Bocklemünd.

Vorwort Hildegard Jahn-Schnelle	2
Geleitwort Dr. Werner Jung	4
Einleitung	8
HINFÜHRUNG	
Errichtung und Betrieb des Lagers	10
Blick auf die Mehrheitsgesellschaft	16
LEBENSGESCHICHTEN	
zum Deportationslager Köln-Müngersdorf 1941-1945	20
IM ANHANG:	
Nachbemerkung	90
Anmerkungen, Fußnoten	92
Impressum	95
Weitere Titel zum Deportationslager	96

FOTO: IRINA SCHLECHTRIEMEN

Lebensgeschichten

zum Deportationslager Köln-Müngersdorf 1941-1945..... 20

1 Pauline und Karoline Neustädter:

Schutzlos und ohne Ausweg 22

2 Fritz Rimmel:

Auf die Schulhöfe getrieben 26

3 Hans Schiefbahn:

Katholisch und rassistisch verfolgt 32

4 Hartmut Unger:

Auch anständige Menschen 38

5 Alice Heller und Tochter Ingeborg:

Spuren einer Familiengeschichte 46

6 Tilly und Anna Verbeeck:

Um Jugend und Leben gebracht 54

7 Max Joski:

„Gemeinschaftslager Köln-Müngersdorf
Fort V. Baracke II/1“ 60

8 Georg Cohen:

„Onkel Schorsch, der im Lager verreckt ist“ 70

9 Ingo Herbst:

Fragen an den Vater 78



Einleitung

Unerwartete Kontakte

Mit dieser Schrift wenden wir uns als Bürgerverein Köln-Müngersdorf wieder den Opfern des Deportationslagers im Äußeren Grüngürtel zu. Das ist möglich geworden, weil wir in der Auseinandersetzung mit der Problemstellung noch von weiteren Menschen jüdischer Herkunft erfahren haben, die hier interniert waren, verschleppt wurden oder zu Tode gekommen sind. Ihre Schicksale vor dem Vergessen zu bewahren sehen wir als wichtige Verpflichtung an. Gleichzeitig erinnern wir an die unzähligen Opfer, deren Namen und Identitäten für immer ausgelöscht sind.

Vor über vierzig Jahren hat schon eine öffentliche Diskussion zum Thema „Holocaust und wir“ in Müngersdorf stattgefunden, die wohl auf Erich Kock zurückging.¹ Der bekannte Schriftsteller aus der Wendelinstraße hat dann 1980 unter dem Titel „Über manches ist Gras gewachsen“ erneut eindringlich an das Lager im Grüngürtel erinnert.² Für uns war ein Findling mit kurz gefasster Inschrift am Ort des ehemaligen Fort V der Stein des Anstoßes, womit der Stadtrat der von 1941 bis 1945 dort inter-

nierten Juden gedachte. Uns stellte sich die Frage, ob der 1981 platzierte Felsbrocken trotz seiner Größe dem ungeheuren Ausmaß der verübten Verbrechen gerecht werden könne. Bestätigt fühlten wir uns durch eine literarische „Wanderung durch Heinrich Bölls Köln“ mit Martin Stankowski zu den in der Nähe befindlichen Kleingärten „Waldfriede“; hier befand sich eine zweite, zum Deportationslager gehörende Internierungsstätte, die uns der Publizist und Stadtführer schon in den 90er-Jahren eindringlich vor Augen führte.³

Dennoch verging bis zu unseren Initiativen wieder viel Zeit. Beim NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln erhielten wir erstmals Namen und erfuhren wir von Biografien jüdischer Menschen, die unweit des Ortskerns von Müngersdorf Willkür und unvorstellbarem Unrecht ausgesetzt waren. Ihre und weitere Einzelschicksale sind bereits in BlickPunkt Müngersdorf sowie in einer Druckschrift von 2017 veröffentlicht.⁴ Etwa zeitgleich damit entstand auf Initiative des Bürgervereins in Abstimmung mit dem NS-Dokumentationszentrum zu beiden Seiten des Walter-Binder-Wegs unser großer „Gedenkort Deportationslager Köln-Müngersdorf 1941-1945“, der am 15. März 2020 eingeweiht werden sollte. Leider musste die schon vorbereitete Feier mit prominenten Gästen wegen der Pandemie abgesagt werden. Statt-





dessen jedoch erstellten wir eine Publikation mit den bemerkenswerten Redetexten der geladenen Persönlichkeiten sowie Berichten und nachdenklichen Beiträgen.⁵

Die Erwartung, noch mehr über das Lager und die Lebensbedingungen der Menschen dort zu erfahren, hatten wir zunächst nicht. Durch unsere Aktivitäten kamen wir jedoch mit drei betagten Männern aus Köln, Siegburg und Berlin in Verbindung, deren Erlebnisse und Berichte erschütternd sind und die dem kollektiven Gedächtnis fraglos erhalten bleiben müssen: Im Kindes- beziehungsweise Jugendlichenalter waren sie im Müngersdorfer Lager, konnten mit Mut und Glück aber überleben; nun warnen sie eindringlich vor einem Wiederaufkeimen von Antisemitismus und Rechts- extremismus. Die Männer sind allerletzte wichtige Zeugen der Nazibarbarei, und ihre Schilderungen sind von besonderem Gewicht, weil sie aus persönlicher Erfahrung sprechen.

Sodann kamen wir in Kontakt mit mehreren Personen, von denen Eltern und Großeltern ebenfalls im Herbst 1944 hier im Lager waren, während sich eine Müngersdorferin mit jüdischen Wurzeln zum Glück noch spät der Internierung entziehen konnte; von ihr erfuhren wir durch den in Frankreich lebenden Enkelsohn. Als Verwandte haben sie eine starke

emotionale Bindung zu den einst direkt Betroffenen und sind an Aufklärung sehr interessiert; nicht zuletzt verfügen sie auch über Dokumente und Bildmaterial. Sie sehen sich wahrscheinlich ihr Leben lang mit dem Unglück ihrer Eltern, Großeltern und Anverwandten konfrontiert.

Außerdem wird in der ersten der Lebensgeschichten die Rede von zwei Schwestern sein, die schon 1942 im Müngersdorfer Lager waren, keinen Ausweg mehr sahen und den Tod suchten; von ihnen haben wir durch eine engagierte Pädagogin aus Würzburg erfahren, die ehrenamtlich in diesem Forschungs- bereich arbeitet.

Beim persönlichen wie im schriftlichen Austausch ist deutlich geworden, dass die von den nationalsozialistischen Machthabern begangenen Unmenschlichkeiten bei allen direkt und indirekt Betroffenen tiefe Spuren hinterlassen haben. Sie empfinden Genugtuung, wenn sie Empathie erfahren und Gehör finden. Manchmal hat es gedauert, bis ein Gesprächstermin zustande kam, Dokumente hervorgesucht oder Erinnerungen aufgefrischt waren. Geradezu befreiend wirkte es, wenn, wie es einmal hieß, „ein dickes Paket mit Fotos, Dokumenten und Kopien heute an Sie losgeht“. Wir erhielten so die Möglichkeit, das dunkelste Kapitel unserer Orts- und Stadtgeschichte weiter zu erforschen.



Hinführung



FOTO: AMT FÜR DENKMALSCHUTZ STADT KÖLN | QUELLE: SYNAGOGENGEMEINDE KÖLN

Härten und Mühsal des Lagerlebens

10 | Lebensgeschichten zum Deportationslager Köln-Müngersdorf 1941-1945





Errichtung und Betrieb des Lagers

Die Vernichtung der Juden war im Geheimen schon früh im Winter 1941/42 entschieden; ihnen wurde die Auswanderung verboten, sie mussten nun den „Judenstern“ tragen, Winterbekleidung, Fotoapparate und Fahrräder abgeben und durften nicht mehr Straßenbahn fahren. Überdies waren sie gezwungen, nur noch in bestimmten Stadtteilen in Häusern jüdischer Besitzer zu leben. Bemerkenswert ist ferner, dass die NS-Behörden 1941 als letzten Schritt vor ihrer Deportation einen Lagerkomplex am Rand des Äußeren Grüngürtels im Stadtteil Müngersdorf errichteten. Der bestand aus den Kehlkasernen des ehemaligen Forts V⁶ sowie einer in der Nähe befindlichen Barackenanlage.⁷

Fort V und Barackenlager

Die Kehlkasernen des Fort V aus den 1870er-Jahren hatten bis 1918 als Militärgefängnis gedient und befanden sich, nachdem sie lange leer standen, in sehr schlechtem Zustand. Im Dezember 1941 hatten die nationalsozialistischen Behörden begonnen, dort Juden aus Köln und dem Regierungsbezirk zu konzentrieren. Ziel war es, man mag es kaum aussprechen, Alte, Kranke, Kinder, Vermögende und sozial Schwache in die besetzten Länder Osteuropas zu deportieren und zu ermorden. In der NS-Propaganda wurde dies hauptsächlich damit begründet, die Juden seien schuld am Krieg

und den Bombenschäden, und nun hätten sie die Folgen zu tragen.⁸

Über die Bedingungen im Fort V schreibt Zvi Asaria, der in 1950er-Jahren als Rabbiner nach Köln kam und selbst ein Holocaust-Verfolgter war: „Der Winter 1941/42 war sehr streng, und die Verhältnisse in Köln-Müngersdorf waren katastrophal. Von den Wänden tropfte: besser lief das Wasser herunter. ... Hier, in den unterirdischen Gewölben, wo ... zum Leben das Notwendigste fehlte, sollten die Menschen hausen. Nur Bett und Stuhl durfte jeder mitnehmen. Je nach Größe des Raums lebten zehn bis zwanzig und mehr Menschen in einem Gewölbe.“⁹

In den Verliesen brachte man zunächst jüdische Zwangsarbeiter unter, die auf einer in der Nähe befindlichen Wiese noch eine Barackenanlage bauen mussten; ab Ende Dezember 1941 waren es unterschiedslos Juden jeden Alters sowie Alleinstehende, Ehepaare und Familien, die in einer der beiden Lagerstätten für Tage oder Wochen vegetieren mussten.¹⁰

Die in kürzester Zeit errichtete Barackenanlage seitlich des Walter-Binder-Wegs bestand zunächst aus zwölf solcher Behelfsbauten. In ihnen musste ab Anfang 1942 ein großer Teil der jüdischen Bevölkerung Kölns und des Regierungsbezirks unterkommen. Es gab dort weder fließendes Wasser noch eine Kanalisation oder





Hinführung

sanitäre Anlagen in ausreichendem Maße, dabei nur Ofenheizung, und die Wege des Wiesengeländes waren aufgeweicht und kaum begehbar.

Spätestens ab dem 31. Mai 1942 waren die Baracken und auch das Fort völlig überbelegt, denn in der Nacht vorher hatte es einen „1000-Bomber-Angriff“ gegeben, worauf die Patienten des zerstörten Bürgerhospitals am Neumarkt in das Gebäude des Israelitischen Asyls in der Ottostraße verlegt wurden. Dieses wiederum war in kürzester Zeit geräumt und die rund 400 jüdischen Bewohner des Heims sowie eine unbekannte Zahl an Mitarbeitern und Patienten des Krankenhauses nach Müngersdorf gebracht worden. Nun hatten die Unglücklichen weder im Fort noch in den Baracken ausreichend Platz, etliche schliefen im Freien oder zu zweit auf einer Matratze.¹¹

Bevor die Menschen von hier aus in die Ghettos und Vernichtungslager weitertransportiert wurden, vergingen ein paar Tage oder mehrere Monate. Währenddessen musste der überwiegende Teil im Lager Handwerksarbeiten verrichten, viele mussten sich jedoch auch zur Zwangsarbeit in Kölner Fabriken begeben; dazu hatten sie oft lange Fußmärsche zurückzulegen, für öffentliche Verkehrsmittel gab es nur ausnahmsweise eine Genehmigung.¹²

Horst Matzerath, erster Direktor des hiesigen NS-Dokumentationszentrums, betont in seinem Standardwerk „Köln in der Zeit des Nationalsozialismus“, dass die jüdische Bevölkerung durch jahrelange Restriktionen und Ausplünderungen unter großer Not litt. „Sie lebte nun entweder im Müngersdorfer Lager oder in einem der Kölner

„Judenhäuser“; die Menschen waren „weitgehend verarmt, überaltert und überwiegend weiblich.“¹³

Große Transporte 1941-1943

Die nationalsozialistischen Behörden hatten zunächst die große Anzahl der Personen mit vier oder drei jüdischen Großeltern im Blick, im nationalsozialistischen Sprachgebrauch „Volljuden“ genannt. Sie waren die Ersten, die von Oktober bis Dezember 1941 mit drei großen Transporten „in den Osten“ deportiert wurden; dieser seinerzeit gebräuchliche Allgemeinplatz bedeutete, dass die Menschen in eines der in Osteuropa gelegenen Ghettos verbracht oder, dort angekommen, sofort getötet wurden. Wahrscheinlich waren unter den Unglücklichen anfangs noch keine Opfer aus Müngersdorf.¹⁴

Ab dem Sommer 1942 und danach gab es wieder mehrere große und etliche kleinere Transporte nach Theresienstadt und am 20. Juli 1942 einen nach Minsk; die eintausend Menschen, die mit diesem Transport deportiert wurden, wurden bei Ankunft an der nahe gelegenen Mordstätte Trostinez ermordet.

Die meisten der Betroffenen kamen nun aus dem Müngersdorfer Barackenlager und dem Fort V. Matzerath zitiert dazu die Meldung des Schweizer Generalkonsuls Weiß vom Juni 1942 nach Bern: „Am Montag, dem 15. ds. Mts. verliess ... ein weiterer Transport von Juden die Stadt Köln, um nach dem Osten verbracht zu werden. Es handelte sich ausschließlich um Greise und Greisinnen bis zu 90 Jahren, die am Tage vorher in einem der übrig gebliebenen Räume des hiesigen Messegeländes gesammelt worden waren. ... Von einem Gewährsmann, der die deutsche Stelle in dieser Frage vertritt,





wird angenommen, dass dieser Transport inzwischen vergast worden ist.“¹⁵ Vom Lager Müngersdorf aus wurden die für die Transporte Bestimmten zu Fuß oder auf LKW in die Messe nach Deutz geschafft und von dort mit der Eisenbahn zu den Zielorten. Die Abläufe waren straff organisiert und nahmen unaufhaltsam ihren Lauf. Horst Matzerath hat erforscht, dass Anfang Oktober 1941 in Köln und dem Regierungsbezirk 7677 Juden lebten. Angesichts dessen, dass es schon im Sommer 1943 nur noch wenige Hundert waren, erhält man eine Vorstellung vom Ausmaß der in unserer Stadt verübten Verbrechen.¹⁶

„Mischehen“-Transporte 1944

Familien mit jüdischen und nichtjüdischen Ehepartnern waren zunächst noch von den Deportationen zurückgestellt worden; unter der Gesamtzahl der Personen mit jüdischen Wurzeln waren es in Köln und dem Umland etwa drei- bis vierhundert. Nach den Vorgaben der Nürnberger „Rassengesetze“ von 1935 handelte es sich um „Mischehen“, ihre Kinder und Enkelkinder wurden als „Mischlinge“ verschiedenen „Grades“ eingestuft.¹⁷ Im September 1944 jedoch mussten auch sie sich einschließlich ihrer nichtjüdischen Ehepartner und Kinder, insgesamt über eintausend Personen, in Müngersdorf einfinden;¹⁸ davon betroffen waren bis auf ein Geschwisterpaar auch alle, über die wir berichten. Die während dieser Phase in Müngersdorf Internierten jüdischer Abstammung wurden, sofern sie den Machthabern dazu geeignet schienen, in ganz Deutschland zur Zwangsarbeit eingesetzt. Die Frauen zum Beispiel, über die wir berichten, Männer waren zufällig nicht darunter, kamen von hier aus zum Einsatz nach Kassel, Berlin

oder andere zerstörte Städte; wenn sie infolge schwerer Fabrikarbeit oder von oft lebensgefährlichem Trümmerräumen entkräftet waren, drohten ihnen die Konzentrationslager. Gleichzeitig hatten die nicht mehr arbeitsfähigen nichtjüdischen Ehepartner den Gau Köln innerhalb weniger Tage zu verlassen, während die Jungen und Gesunden in Fabriken und Unternehmen arbeiten mussten. Die Kinder dagegen, von denen wir wissen, blieben zunächst allein im Lager Müngersdorf zurück. Gute Engel aus katholischen Kreisen haben sich letztlich ihrer angenommen.

Über diese Endphase des Lagers ist ebenfalls nur wenig bekannt. Eine wichtige Quelle ist immerhin der Brief eines Vaters an seinen erwachsenen Sohn aus einer unserer Lebensgeschichten (S. 66/67). – Der Mann hat, um es vorwegzunehmen, das Lager Theresienstadt nicht überlebt.

Permanente Überwachung

Da das Fort und die Baracken zeitlich begrenzt verlassen werden konnten und Besuch, wenn auch nur auf Nachfrage, möglich war, stellte sich öfter die Frage nach der Bewachung. Dabei war der Lagerbetrieb auch nur im Rahmen dieser scheinbar freizügigen Regelung aufrechtzuerhalten, weil zum Beispiel viele der Insassen im Stadtgebiet Köln, wie beschrieben, ihre Arbeitsstellen hatten.¹⁹

Dessen ungeachtet wurden die Ein- und Ausgehenden am Tor regelmäßig von bewaffneten Posten kontrolliert, und allen Berichten zufolge wird jeder der Internierten Tag und Nacht in dem bedrückenden Gefühl gelebt haben, auf Schritt und Tritt observiert zu werden.

Die ganze Brutalität des NS-Regimes offenbarte sich spätestens dann, wenn Deporta-



Hinführung

tionen durchgeführt wurden. Dem Bericht einer damals Siebzehnjährigen zufolge wurden die für einen Transport Bestimmten nachts aus dem Schlaf gerissen, und man drohte ihnen, nicht zu fliehen: „Die Baracken sind von bewaffneter SS umzingelt. In einigen Abständen standen Polizisten, die Pechfackeln hochhielten, von deren Flammen der Platz erleuchtet wurde.“²⁰

Ähnliches schildern die drei Überlebenden, die von außerhalb der Umzäunung zurückbefohlen oder gesucht wurden.

In der Endphase des Krieges jedoch „herrschten in Köln fortschreitende Auflösungserscheinungen“.²¹

Der Wachdienst wurde, um die Kontrolle über das Lagergeschehen unter allen Umständen zu gewährleisten, ganz zuletzt von Zollbeamten und Männern des „Volkssturms“ wahrgenommen. Überdies heißt es in einer unserer Lebensgeschichten, dass viele Aufsichtführende Frauen waren.²²

Festzustellen bleibt, dass, abgesehen von einzelnen Jungen und Gesunden im Herbst 1944, niemand dem perfiden System des Verfolgens und Tötens entgehen konnte. Vor allem während des Höhepunkts der Deportationen war es auch außerhalb des Lagers geradezu unmöglich, unentdeckt zu bleiben: Die meisten der Internierten waren alt und gebrechlich, mittellos oder in Begleitung ihrer Kinder. Ihnen war die Benutzung aller Verkehrsmittel verboten, in die Luftschutzbunker durften sie nicht, und überall fanden Polizei- und Militärkontrollen statt. Wichtig zu erwähnen ist ferner, dass es kaum Hilfe und Unterstützung aus der Mehrheitsgesellschaft gab. Wie hätten die Menschen also fliehen und gleichzeitig überleben können?

Von Lager zu Lager

Die Geschichtswissenschaftlerin Gabriele Lotfi hat über die letzte Zeit des Müngersdorfer Lagers und den Verbleib der zuletzt noch dort befindlichen Menschen aufwendig recherchiert und entsetzliche Details zutage gebracht; sie vermag sogar Namen der hiesigen Lagerleitung zu nennen: Brodesser und Cornelius Jacobs.²³

Die Historikerin legt dar, dass den Nationalsozialisten ein Teil des Lagers Müngersdorf von Oktober 1944 bis zur endgültigen Räumung noch als „Arbeitserziehungslager“ für politische Gegner und Zwangsarbeiter diente; gleichzeitig waren in einem separaten Bereich bis zu seiner Auflösung weiterhin jüdische Internierte untergebracht. Sie alle wurden am 1. März 1945, als die Amerikaner sich näherten, zu Fuß über Wipperfürth mit dem Ziel Arbeitserziehungslager Hunswinkel bei Lüdenscheid getrieben. Der mehrere Tage dauernde Marsch, so Gabriele Lotfi, war von schonungsloser Härte bestimmt: „Brodesser prügelte persönlich Gefangene, die erschöpft zurückblieben, mit einem Eichenknüppel oder trat sie mit den Stiefeln, bis sie sich weiterschleppten. Mehrere ‚halbjüdische‘ Männer aus dem Deportationslager Müngersdorf, die den Strapazen des langen Fußmarsches nicht gewachsen waren, starben hungernd und ausgezehrt noch auf dem Weg oder gleich nach ihrer Ankunft in Hunswinkel.“²⁴ An diesem Ort des Grauens angekommen, führte Brodesser weiterhin das Kommando über die Müngersdorfer Häftlinge. Wie viele Juden noch darunter waren, kann nicht gesagt werden, wenngleich Lotfi weitere Einzelheiten zu schildern vermag: „Mit Brodesser war die gesamte Wachmannschaft aus Müngersdorf nach Hunswinkel gekommen. Sie bestand zuletzt mehrheit-



lich aus Zollbeamten und den weißrussischen Hilfwilligen unter Oberleutnant Murachow.“²⁵ In dem Zusammenhang werden weitere Kölner Gestapoleute namentlich genannt wie auch der schon erwähnte Cornelius Jakobs und ein Häftlingsarzt Doktor Dessauer. Auch die in Hunswinkel vorgefundenen heruntergekommenen Quartiere waren

wieder überbelegt und voller Ungeziefer, außerdem plagten unbeschreiblicher Hunger und Krankheiten die Insassen. Für den Zeitraum von drei Wochen sind achtzehn Sterbefälle beurkundet. „Unter ihnen“, so das bittere Resümee, „findet sich als Älteste eine 70jährige Jüdin, die aus dem Müngersdorfer Deportationslager nach Hunswinkel verschleppt wurde.“²⁶





Blick auf die Mehrheitsbevölkerung

Es ist bekannt, dass Widerstand gegen das nationalsozialistische Unrechtssystem selten war, weil die meisten der Mehrheitsgesellschaft das Regime unterstützten; so hat es denn auch kaum jemand in Frage gestellt. Gleichwohl glaubten viele Kölner nach dem Krieg, sich schon dann im Widerstand befunden zu haben, wenn sie in vertrautem Kreis Kritik etwa an der Lebensmittelversorgung übten oder Witze über engstirnige Parteifunktionäre machten.²⁷ Es ist daher Teil unserer Arbeit zu fragen, ob man dem Nationalsozialismus auch in Köln nicht doch verschiedener hätte entgegen-treten können.

Erzbischof und Ortsgeistlichkeit

Der Vorort Müngersdorf hatte zur fraglichen Zeit noch einen ausgeprägt dörflichen Charakter, mit seinen Höfen und Bürgerhäusern scharte er sich um die Kirche, ebenso wie die Bewohner.²⁸ Demzufolge hatten die Geistlichen von Sankt Vitalis maßgeblichen Einfluss auf ihre Gläubigen. Angesehener Pfarrer war zu der Zeit schon lange Leo Ditges mit guten Verbindungen zur Kirchenleitung, woran der Historiker Max-Leo Schwering erinnert: „Zwischen diesem und dem Braunsfelder Pastor Dr. Joseph Frings gab es seit Jahren enge, freund-, nachbarschaftliche Kontakte.“ Gemeint war offenbar die Zeit bis 1937, zu der Frings ein anderes Amt übernahm. Schwering merkt zudem an, dass die Geistlichen bei den jährlichen Wendelinuswallfahrten im Oktober nicht nur zu den Gottesdiensten in Sankt Vitalis zusammenka-

men, sondern auch danach bei Kaffee und Kuchen in persönlicher Atmosphäre.²⁹ Folglich kannte Frings, ab 1942 Erzbischof, das westliche Köln, und er wird eine persönliche Beziehung auch zu Müngersdorf gehabt haben. Also hatte er eine Vorstellung davon, wo sich das Deportationslager befand und was sich dort zutrug. Deshalb stellt sich uns die Frage, warum der Erzbischof und mit ihm Pfarrer und sein Kaplan Dr. Josef Koenen von Sankt Vitalis dem Ungeist der Zeit nicht schon früh und entschieden entgegen-traten.

Pastor Ditges wiederum berichtet in der erst nach 1945 verfassten Pfarrchronik über Besuche im Lager. Den zum katholischen Glauben Konvertierten unter ihnen leisteten er und sein Kaplan seelsorgerischen Beistand. Ferner hat der Pfarrer „nach Rücksprache mit dem Hochwürdigsten Herrn Erzbischof und dem Herrn Generalvikar“ bei der Gestapo um ungehinderte Besuchsmöglichkeiten im Fort nachgesucht, wenn auch ohne Erfolg.³⁰ Er war demnach gut über das Lagergeschehen informiert. Seine späteren knappen Aufzeichnungen dazu beschränken sich leider nur auf wenige Fakten und Zahlen. Auch ist nicht bekannt, dass der Geistliche, der 1955 verstarb, über seine Erlebnisse aus dieser Zeit gepredigt oder den Gläubigen das Leid der Menschen vor Augen geführt hätte.³¹

Nachbarn verschwanden

Im Mai 1941 erging die Verfügung, dass Juden nur noch in wenigen Stadtteilen Kölns in Ghettohäusern, deren Eigentümer



Der untere Müngersdorfer „Dorfplatz“: Manchmal kamen Menschen aus dem Lager hierher zum Einkaufen.

Juden waren, wohnen durften. Einige Monate später begann auch die Errichtung des Müngersdorfer Lagers; die Arbeiten dazu im Äußeren Grüngürtel konnten den Kölnern und den Müngersdorfern nicht verborgen geblieben sein. Bezüglich dieser und ähnlicher Vorgänge resümiert Horst Matzerath: „Zumindest von einem großen Teil der Kölner Bevölkerung wurden diese Erscheinungen mit Gleichgültigkeit und Interesslosigkeit hingenommen.³² So sind auch die Veränderungen nahe des Ortskerns von den Müngersdorfern ohne eine erkennbare Reaktion geblieben. Ihr Wegschauen wurde später damit begründet, im Krieg sei es allen schlecht gegangen: den Männern an der Front und den Frauen bei der Sorge um die Kinder.

FOTO: © ARCHIV KÖRFER

Immerhin ein zu der Zeit fünfjähriger Junge erinnert sich an ein Vorkommnis, das ihm immer wieder vor Augen ist: „Unser Haus hatte damals noch grüne Schlagläden, die meine Mutter abends zuzog. Ich lag noch wach und hörte, von der Straße hochkommend, andauerndes Gemurmel. Es hörte nicht auf. Ich stand auf und guckte durch die Lamellen der Schlagläden auf die Belvederestraße. Sie war voll von Menschen, die dichtgedrängt langsam die Straßen hochgingen.“³³ Es ist sehr gut möglich, dass das Kind von damals Zeuge wurde, wie sich am 14. Oktober 1944 die lange Kolonne der Zwangsarbeiter, politisch Verfolgten und Juden zu den Baracken hochquälte, die nach dem Brand des Messelagers dorthin umquartiert worden waren.³⁴





Hinführung

Wie sich zeigen wird, haben Einzelne durchaus hingeschaut und geholfen, wo sie konnten. Demgegenüber hatten Kinder die Weisung, sich von denen des Lagers, wenn sie manchmal zum Milchholen ins Dorf kamen, fernzuhalten, und es kümmerte einen nicht, wenn Nachbarn von einem Tag auf den anderen verschwanden. Unter Geschichtswissenschaftlern besteht jedenfalls Einigkeit darüber, dass sich die meisten Kölner genauso mit dem Nationalsozialismus arrangierten wie die Bewohner anderer Städte.

Widerstand in Müngersdorf?

Im Dritten Reich konnte schon eine unbedacht geäußerte Einzelkritik gefährlich sein, wie der Müngersdorfer Volksschullehrer Joseph Jaekel leidvoll erfahren musste. Wir wissen das von seinem einstigen Schüler Alois Stolberger. Einem Nachbarn gegenüber hatte er „Nun müssen die Jungen schon wieder Soldat werden“ geäußert. Danach verhaftete die Gestapo den Pädagogen vom Unterricht weg und verbrachte ihn in den „Klingelpütz“, von wo er nach sechs Monaten in die Psychiatrie Lindenburg eingewiesen wurde. Wieder zu Hause, war der Mann, kahl geschoren und verstört, zum Schuldienst nicht mehr fähig. Davongekommen war dagegen der Bauer Jean Kribben vom Hof an der Ecke Belvederestraße und Lövenicher Weg. Der hatte manchmal einen Juden namens Otto Schürmann versteckt, was dieser in einem Schreiben nachdrücklich versichert.³⁵ Die Hilfeleistung war zweifellos mutig und gefährlich zugleich; wozu der Landwirt jedoch den schriftlichen Nachweis für seinen Großmut benötigte, bleibt ungesagt. Auch das Ehepaar Peter und Christine Filz hat nach Angaben des Historikers Hans Clemens einen

politischen Häftling sowie eine jüdische Mutter mit Kind versteckt und deren Ehemann durch den Barackenzaun mit Essen versorgt.³⁶ Nach dem Krieg war Filz Stadtverordneter in Köln und eine geachtete Persönlichkeit. Leider ist nicht bekannt, ob er sich einmal öffentlich zur Hitlerzeit geäußert hat. Clemens erwähnt übrigens auch noch Filz' Nachbarn Heinrich Meurer vom ehemaligen Gut Belvedere³⁷ sowie dessen „blühende Phantasie“, nicht aber, dass der auch Müngersdorfer NS-Bauernführer war. Zwei Müngersdorfer indes leisteten Widerstand, indem sie den Hitlergruß und die Arbeit in der Rüstungsindustrie verweigerten: Das Ehepaar Fritz und Klara Stoffels, geborene Wiechert, das eine Zeitlang im Bahnhof Belvedere wohnte. Weil beide sich bis zuletzt zu den Glaubensgrundsätzen der Zeugen Jehovas bekannten, wurden sie vom „Volksgerichtshof“ in Berlin zum Tode verurteilt und noch 1944 hingerichtet.

Kommune und Institutionen

Einrichtungen wie die Stadtverwaltung und Universität hätten es eher vermocht, sich dem Regime zu widersetzen oder gar Grausamkeit und Willkür zu verhindern als kleine Gruppen oder Privatleute. Tatsächlich war das Gegenteil der Fall, denn die Stadt Köln etwa entließ schon 1933 aufgrund des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ zweiundvierzig jüdische Beamte und Angestellte. Auch wurden zwölf Professoren der Kölner Universität, weil sie Juden waren, schon früh von der Lehrtätigkeit entbunden, genauso wie jüdische Studenten dort ab 1936 nicht mehr studieren durften.³⁸ Auch die katholische Kirche hätte den nationalsozialistischen Machthabern nachdrücklicher als geschehen entgegengetreten





können, ein Gedanke, der sich schon früher andeutete. Wie Horst Matzerath darlegt, hat die einst sehr einflussreiche Institution durchaus auch um die eigene Existenz fürchten müssen. Infrage gestellt sah sie sich etwa durch die Abschaffung der Konfessionsschule sowie Versuche, Gläubige zum Kirchenaustritt zu bewegen.³⁹ Gleichzeitig wandte sich Frings gegen die Ermordung von Behinderten, und nicht zuletzt mehrmals gegen die Verfolgung der Juden.⁴⁰

Letztlich hat die katholische Kirche in Köln, so folgert der namhafte Historiker, „eine Auseinandersetzung mit dem offiziellen Antisemitismus aber vermieden“.⁴¹

Ausplünderung der Juden

Wenn es dem eigenen Vorteil diene, hat sich die Mehrheitsgesellschaft Kölns durchaus mit den Machenschaften der Nationalsozialisten arrangiert und diesen sogar Vorschub geleistet. Das war vor allem dann der Fall, wenn es um das Eigentum der Juden ging, denn wie der Staat und die Kommune bereicherten sich auch Privatleute auf deren Kosten.

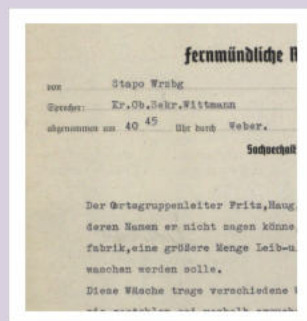
Schon lange, bevor die Deportationen einsetzten, begann die systematische Ausbeutung der jüdischen Bevölkerung. Ab 1942 mussten alle einen sechzehn Seiten umfassenden Fragebogen zu noch verbliebenem Besitz beantworten, und unmittelbar vor einem Transport war eine Liste über allerletzte Habe fällig.

Bis ins Detail führt denn auch eine Familie aus der Roonstraße 109, für Eltern und Kind getrennt, Möbel und Kleidung auf: „1 Tisch ..., Schrank ..., 2 Papierkörbe ..., 1 Wäschetruhe ..., 2 Mäntel ..., Gamaschen ...“ und für die Tochter „1 Wintermantel ..., 1 Schirm ..., 6 Handtücher ...“⁴²

Weiteren Recherchen der Historikerin Britta Bopf zufolge mussten die längst ihrer Habseligkeiten Beraubten, wenn sie in den Messehallen Deutz ankamen, bis auf fünfzig Mark auch Lebensmittelkarten und Medikamente abgeben. Und damit nicht genug: „Genau Leibesvisitationen sollten verhindern, dass die Menschen irgend etwas von ihrem Besitz auf die Reise ins Ungewisse mitnahmen.“⁴³ Das behördlicherseits entwendete Eigentum wurde von der Zollverwaltung versteigert, wovon dann nicht zuletzt die Mehrheitsbevölkerung profitierte.

Denn schon ab Oktober 1941, als die Fliegerangriffe auf Köln einen Höhepunkt hatten, konnten Ausgebombte bei öffentlichen Auktionen günstig Ersatz „aus nichtarischem Besitz“, so hieß es in Zeitungsannoncen, für zerstörten Hausrat ersteigern. Sie bezahlten dort einen weit geringeren als den sonst üblichen Preis. Entsprechend konstatiert Bopf in ihrem Buch „'Arisierung' in Köln – Die wirtschaftliche Existenzvernichtung der Juden 1933-1945“: „In den Genuss dieser von Zeitzeugen als ‚Schnäppchen‘ bezeichneten Güter kamen nicht nur die Bombengeschädigten. Verschiedene Kreise in Köln rühmten sich der ‚Billigkäufe‘, durch die sie in Buchläden, Privatbibliotheken oder in Auktionshäusern prächtige Teppiche, kostbare Möbel, Schmuck und Juwelen zu niedrigsten Preisen erworben hatten.“⁴⁴ Ein schlechtes Gewissen hätten alle haben müssen, die sich auf diese Weise bereicherten. Jedem wird klar gewesen sein, woher die preiswert erworbene Bekleidung und das Mobiliar stammten, und jeder wird gewusst haben, dass es den früheren Eigentümern noch viel schlechter ging als einem selbst. Man entschuldigte sich mit der eigenen Notlage.⁴⁵

Lebensgeschichten



1 | PAULINE U. KAROLA NEUSTÄDTER | S. 22



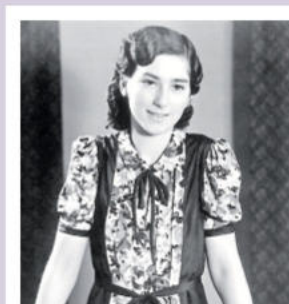
2 | PAUL REMMEL | S. 26



3 | HANS SCHIEFBAHN | S. 32



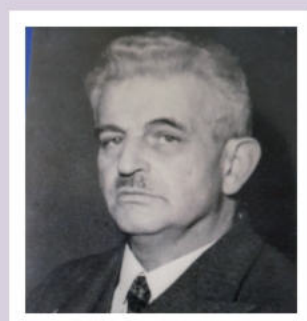
4 | OTTO + HARTMUT UNGER | S. 38



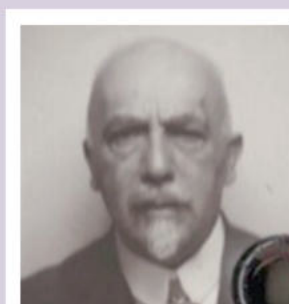
5 | INGEBORG HELLER | S. 46



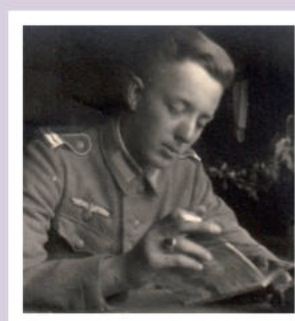
6 | TILLY UND ANNA VERBEECK | S. 54



7 | MAX JOSKI | S. 60



8 | GEORG COHEN | S. 70



9 | WALTER HERBST | S. 78

LEBENSGESCHICHTEN

Mit Ausnahme der ersten Lebens- und Leidensgeschichte von Pauline und Karoline Neustädter handeln alle nachfolgenden von in „Mischehen“ Lebenden und deren Kindern. In Müngersdorf waren es insgesamt mehrere hundert Personen, die hier 1944 konzentriert wurden. Von ihnen konnte sich wegen des nahenden Kriegsendes eine geringe Anzahl retten, und nur diese Wenigen vermochten ihre Erlebnisse – auch an uns – weiterzugeben.

Eine andere Bewandnis hat es mit den Tausenden der als sogenannte „Volljuden“ Verfolgten, die schon früh deportiert und fast alle ermordet wurden. Von ihnen ist so gut wie niemand zurückgekommen, sodass auch ihre Leidenswege nicht überliefert sind. Es darf also nicht das falsche Bild entstehen, dass letztlich doch viele der jüdischen Menschen der nationalsozialistischen Tötungsmaschinerie entkommen wären. Es ist leider die Realität: Das Heer der Opfer, die nicht mehr über ihre Schicksale berichten konnten, bleibt unübersehbar.



1 Pauline und Karoline Neustädter: Schutzlos und ohne Ausweg

Vom Schicksal der Geschwister Pauline und Karola, Karoline genannt, Neustädter haben wir durch Elke Wagner aus Würzburg erfahren; die pensionierte Gymnasiallehrerin hat in einschlägigen Archiven geforscht, bezieht sich aber auch auf Forschungsliteratur und das Internet. Dennoch können die Ereignisse bei Weitem nicht lückenlos dargestellt werden.

Beide Frauen sind in Wolfskehlen in Hessen geboren, Pauline im Jahre 1864 und Karoline am 1. Dezember 1872. Sie hatten noch zwei Brüder, Adolf und Siegmund-Samuel, die ebenfalls, wie sich zeigen wird, dem Holocaust zum Opfer gefallen sind. Pauline und Karoline haben immer zusammengelebt, hatten den gleichen Beruf und sind fast gleichzeitig unter den unglücklichsten Umständen zu Tode gekommen.

Schon die Eltern der vier Geschwister waren jüdische Kaufleute in Hessen, und beide Schwestern traten in ihre Fußstapfen, indem sie das Handwerk der Korsettiererei erlernt hatten; als solche arbeiteten sie zunächst wohl im Kaufhaus ihres Bruders Adolf in Frankfurt am Main, bis sie 1904 nach Würzburg zogen und sich dort selbstständig machten. „Das Geschäft ‚Geschwister Neustädter Korsettenhaus‘“, so Elke Wagner, „bestand 20 Jahre lang in der Juliuspromenade 72, dann eröffnete es ab 1924 in der Domstraße 60.“ Wieder zwölf Jahre später, 1936, gaben die Schwestern das Geschäft auf, vielleicht aus Altersgründen, wie auch

unsere Informantin vermutet; immerhin waren die Frauen zu der Zeit zweiundsiebzig und vierundsechzig Jahre alt. Gleichzeitig war wohl auch in Würzburg der Druck auf jüdische Geschäftsleute groß und von Pauline und Karoline nicht mehr zu ertragen gewesen; das Kaufhaus Neustädter hat freilich unter anderen Besitzern fortbestanden. Während der Jahre in Würzburg wohnten die Schwestern zunächst in der Heidingsfelder Straße 18, heute ist das die Friedrich-Spee-Straße, 1933 waren sie in die Uhlandstraße 18 umgezogen.

Anonyme Denunziation

Im November 1938 war die Kriminalpolizei in der Wohnung Uhlandstraße 18 erschienen. Jemand hatte Anzeige erstattet, denn Karola Neustädter wurde des Diebstahls von vier Handtüchern bezichtigt. Der Sachverhalt war dieser: Die Schwestern hatten ihre Wäsche ausgegeben, darunter vier Handtücher mit den Aufnehmern „Hotel Kaiserhof München“.

Die Erklärung, dass sie die Tücher vor einigen Jahren rechtmäßig erworben und keinesfalls gestohlen hätten, wurde überprüft; der Textilgroßhändler bestätigte denn auch, den Frauen 1935 einige der Handtücher als Muster verkauft zu haben. Daraufhin wurde die Angelegenheit am 24. November 1938 zu den Akten gelegt.

„Diese Aktion verhielt sich nichts Gutes“, betont denn auch Elke Wagner, „und so ent-





schlossen sich Karoline und Pauline Neustädter, Würzburg am 1. Dezember 1938 zu verlassen und nach Duisburg-Hamborn zu ziehen, wo inzwischen auch schon ihr Bruder Adolf mit seiner Frau Sophie lebte.“ Es ist der Bruder, bei dem das Geschwisterpaar früher in Frankfurt gearbeitet hatte und zu dem es sich offenbar hingezogen fühlte. Darüber hinaus aber erfahren wir von unserer Informantin, dass Adolf Neustädter bereits im März 1939 wieder mit seiner Frau Sophie von Duisburg aus weiter in die Niederlande flüchtete. Nun waren die Frauen doch wieder auf sich gestellt.

Tod in Müngersdorf

Die Schwestern lebten nun alleine und wahrscheinlich sozial isoliert in Duisburg. Und so nahmen sie bald darauf eine Gelegenheit wahr, nach Köln zu Freunden in die Mozartstraße 24 zu ziehen. Doch auch die Gemeinsamkeit mit diesen währte nicht lange, den Nachstellungen durch Polizei und SS vermochten sie nicht zu entkommen. Im Sommer 1942 nämlich wurden Pauline und Karola Neustädter im Deportationslager Köln-Müngersdorf in den Gebäuden des Fort V interniert. Die eine war zu der Zeit achtundsiebzig, die andere siebzig Jahre alt.

In der heruntergekommenen ehemaligen Kaserne mussten die Greisinnen sich unter menschenunwürdigen Verhältnissen rechtfertigen. Es herrschte große Enge, es gab kaum Sanitäreinrichtungen, und die Wände waren infolge von Feuchtigkeit voller schaumiger Salpeterausblühungen. Die Schwestern hatten wohl erfahren, dass am 15. Juni 1942 wieder ein „Evakuierungstransport“, so der beschönigende Ausdruck, von Köln-Deutz aus nach Osten abgehen würde. Tatsächlich hat es an diesem Tag eine große Deportation nach Theresienstadt gegeben.

Es war der fünfte von insgesamt sechs Zügen mit je über eintausend Menschen. Offenbar wussten die Geschwister, dass sie dazu gehören würden, sind ihrer Verschleppung aber zuvorgekommen. Pauline Neustädter nahm sich am 9. Juni 1942 in Fort V das Leben, ihre Schwester Karola Neustädter einen Tag danach.

Angehörige nach Auschwitz

Es ist bekannt, dass die Juden auch in unserem von der Wehrmacht besetzten Nachbarland Holland verfolgt wurden, so auch Adolf Neustädter und seine Frau Sophie: 1942 wurden beide zuerst im berüchtigten Durchgangslager Westerbork interniert und von dort aus nach Auschwitz verschleppt, wo sie in den Gaskammern umgebracht wurden. Eine Tochter und ein Sohn des Ehepaars, Johanna-Gertrude und Kurt Neustädter, hatten 1936 noch rechtzeitig in die USA fliehen können.

Der jüngere der Brüder Neustädter dagegen, Siegmund-Samuel, war schon 1933 von Hitlerjungen erschlagen worden, während seine Frau Selma 1936 gestorben ist. Über die weiteren Umstände des Todes von beiden ist nichts bekannt.

Ermordet wurde ferner auch die Tochter Hedwig von Siegmund-Samuel und Selma Neustädter mit ihrer Familie. Hedwig hatte sich ebenfalls schon 1933 mit ihrem Mann Erich Rosenthal und dem sechzehnjährigen Sohn Karl-Friedrich in die Niederlande gegeben. 1942 jedoch kamen sie, ihr Mann und der Sohn ebenfalls zuerst nach Westerbork und von dort aus ins Vernichtungslager Auschwitz, wo sie wie die Tante Sophie und der Onkel Adolf ermordet wurden.

Im Hinblick auf die verwandtschaftlichen Beziehungen sei noch gesagt, dass Hedwig Neustädter, verheiratete Rosenthal, als





Stolpersteine in der Würzburger Umlandstraße 18 erinnern an die Geschwister Neustädter, die fast 80-jährig im Mungersdorfer Deportationslager den Tod fanden. Die kleinen Gedenktafeln wurden verlegt auf persönliche Initiative und Recherchen der Würzburgerin Elke Wagner.



Elke Wagner (AK Stolpersteine Würzburg) beim Vortrag zum Leben der Schwestern Neustädter und das Plakat für die Verlegung der Stolpersteine am 24.9. 2019 in Würzburg



FOTOS: MICHAEL STOLZ, AK STOLPERSTEINE.

junges Mädchen ihre Tanten Pauline und Karoline in Würzburg besucht hat. Kurt Neustädter hat von Amerika aus für seinen Vater Adolf und seine Mutter Sophie in Yad Vashem/Israel Pages of Testimony eingestellt.

„Stolpersteine“

Unsere Informantin, die pensionierte Studiendirektorin Elke Wagner aus Würzburg, engagiert sich mit einer ehemaligen Kollegin im dortigen „Arbeitskreis Stolpersteine“. Nach ihren Beweggründen gefragt, schreibt

sie uns: „Wir haben die beiden Schwestern gewählt, weil wir immer auch älteren Frauen eine besondere Wertschätzung geben. Die beiden Schwestern Neustädter haben die meiste Zeit ihres Leben hier in Würzburg verbracht, und deshalb haben sie auch das Gedenken durch die Stolpersteine hier verdient.“ Wie bekannt, gehen die in die Gegend eingelassenen kleinen Messingplatten mit Namen und Todesdaten auf eine von Gunter Demnig ins Leben gerufene Initiative zurück. Der Künstler hat sie zum ersten Mal in Köln verlegt.



2 Fritz Remmel: Auf die Schulhöfe getrieben

Unser Gespräch fand im Oktober 2019 in der ansprechenden Wohnung Friedrich und Marion Rimmels in Siegburg statt. Der über Achtzigjährige hatte uns schon vor Längerem eingeladen, um uns seine Geschichte und die seiner Familie während der Zeit des Nationalsozialismus zu erzählen. Dem studierten Pharmazeuten sieht man die Jahre nicht an, er ist körperlich und geistig in sehr guter Verfassung; wer ihn erlebt, kann sich gut vorstellen, dass er schon, als er mit seiner Mutter und den beiden Geschwistern im Deportationslager Müngersdorf interniert wurde, ein aufgeweckter Junge war, dem die damaligen Erlebnisse tief im Bewusstsein geblieben sind. Heute sieht er sich wohl zu Recht als „ausgeglichene(n) Typ“, ohne jedoch seine recht häufigen Gefühlsregungen zu verbergen.

Fritz Remmel ist 1937 geboren und war somit 1944, als er in Müngersdorf war, sieben Jahre alt. Angeregt und zusammenhängend spricht er zuerst über die Familien seiner Eltern sowie über sein Leben und betont, dass er sich in letzter Zeit zunehmend Gedanken macht über die NS-Zeit und den wieder zunehmenden Antisemitismus. Des Nachts steht er manchmal auf und notiert, was ihm dazu einfällt. Von daher ist er gut vorbereitet und eingestimmt auf unser Gespräch.

Mit den Worten, „unsere Familie ist aus dem Haus geholt und auf den Schulhof der Zanger Volksschule⁴⁶ getrieben worden wie Vieh auf eine Weide und von dort mit

einem offenen Lastwagen, der schon mit laufendem Motor auf uns wartete, in das Barackenlager nach Köln-Müngersdorf verbracht worden“, beginnt das Gespräch. Schnell aber kommen wir auf den Vater zu sprechen. Dieser, Paul Remmel, war verwundet und traumatisiert aus dem Ersten Weltkrieg zurückgekommen, betrieb nun aber den gut gehenden Wein- und Spirituosenhandel, den er von Großvater und Vater übernommen hatte. Die katholische Familie war seit Langem in Siegburgs Altstadt ansässig und hatte ganz früher eine Fassbinderei, „erweiterte das Geschäft aber später mit dem, was in die Fässer kam: mit Wein“, so die Erklärung. Der angesehenen Kaufmannsfamilie ging es gut.

„Das Köpfchen vom Ei“

Emotional sehr berührt, erinnert sich der Senior an eine lieb gewonnene Gewohnheit. Vier oder fünf war er, als sein Vater mit ihm im Bett frühstückte, um „das Köpfchen vom Ei“ regelmäßig seinem Jüngsten zu überlassen. Umso schmerzlicher war es für das Kind, die Mutter und die beiden Geschwister, als Paul Remmel am 1. Mai 1942, dem fünften Geburtstag seines Sohnes, Suizid beging.

Er hat das Schicksal seiner jüdischen Frau und das der Familie offenbar vorausgesehen; dementsprechend war er in „ahnungsvoller Sorge“, schließlich war auch sein Spirituosengeschäft mit „Kauft nicht beim Juden!“ beschmiert worden; und obwohl





FOTO: IRINA SCHLECHTRIEMEN

In der Siegburger Altstadt-Wohnung: Fritz Rimmel mit dem Foto seiner verehrten Mutter Anna



seine Frau Anna getauft war, blieb sie für die Nazis eine Jüdin. – Annas Bruder Eduard ist übrigens schon wenig später, am 24. Juli 1942, in Blagowschtschina⁴⁷ ermordet worden.

Darüber, sich das Leben zu nehmen, haben die Eltern auch gesprochen, doch die Mutter war strikt gegen einen solchen Schritt. Aus Sorge war Paul Remmel auch schon einmal nach Berlin gefahren, hatte maßgebliche Stellen aufgesucht und verblich viel Geld für einen „Freikauf“ seiner Frau geboten. „Nun war die Mutter“, so der Sohn, „allein mit drei kleinen Kindern.“ Damit aber noch nicht genug.

Wie ihr Mann entstammte Anna Remmel einer bekannten Kaufmannsfamilie; beider Geschäfte und Wohnhäuser befanden sich nahe der Abtei Michaelsberg in der Siegburger Altstadt. Hier in der Holzgasse 27 führte das Ehepaar Jakob und Anna Feith einen „Laden für edle Kurzwaren“, dessen Angebot, wie die Geschäftsbezeichnung vermuten lässt, wohl nicht für jedermann erschwinglich war.

Anna Remmel, sie trug den Vornamen der Mutter, war 1927 wegen ihres Mannes Paul zum katholischen Glauben konvertiert. Sechs Jahre jünger als dieser, war es offenbar eine Liebesheirat, die im gleichen Jahr von einem der Familie bekannten Geistlichen im Kölner Dom geschlossen wurde. Wie der Sohn hervorhebt, war seine Mutter zuvor keine besonders fromme Jüdin gewesen, nun aber eine überzeugte und ihren Glauben praktizierende Katholikin. Öfter hebt er ihren starken Charakter hervor, ohne den sie ihr Schicksal nicht hätte meistern können, und gerne lässt er einfließen, dass ein Mann ihm später in der Apotheke einmal augenzwinkernd zuraunte: „Ihre Mutter war die schönste Frau von Siegburg.“

Wichtige Bezugspersonen waren für Fritz Remmel auch der Bruder Paul und die Schwester Margret, geboren 1929 und 1932. Paul war also acht Jahre älter als Fritz und damit 1944 im Lager Müngersdorf schon fünfzehn Jahre alt. Dementsprechend war er für Fritz auch Vorbild und eine Art Vaterersatz. Er hat sich immer um alle gekümmert und schon vor etlichen Jahren dafür gesorgt, dass das Schicksal der Familie, das unaussprechliche Leid und Unrecht, das ihr zugefügt wurde, nicht in Vergessenheit gerät.⁴⁸ Gleichzeitig hat ihm die Rolle gleichsam als Familienoberhaupt zu schaffen gemacht, und schwer war es für ihn, dass er, anders als sein jüngerer Bruder, nicht studieren konnte. Paul hatte der Erinnerung Fritz Rimmels nach wie die Schwester Margret 1942 das Gymnasium verlassen müssen. „Er hat von allen am meisten gelitten“, sagt der Bruder, immer noch sehr bewegt.

Deportationslager Müngersdorf

Im September 1944 dann musste sich Anna Remmel mit ihren Kindern auf dem Schulhof der Volksschule in der Siegburger Bonnstraße einfinden, um auf Lastwagen in das Sammellager in Köln-Müngersdorf gebracht zu werden. Während all dieser Repressalien und Aufregung zeigte sich, so Fritz Remmel, der starke Charakter seiner Mutter. Sie wusste wohl oder ahnte zumindest, dass es die Konzentrations- und Vernichtungslager gab, in denen die Menschen ermordet wurden. Davor wollte sie die Kinder um jeden Preis bewahren und hatte schon vorher ihre Verbindungen genutzt und dafür gesorgt, damit sie von Müngersdorf abgeholt würden und in gute Obhut kommen konnten. An einzelne Gegebenheiten in Müngersdorf erinnert sich Fritz Remmel nur dunkel. Er sieht die uniformierten Wachtposten noch

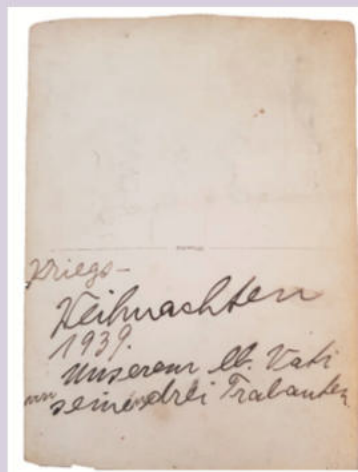
FOTO- UND DOKUMENTEQUELLEN: SAMMLUNG REMMEL



Fritz Remmel mit seinen älteren Geschwistern Anna und Paul



Vater Paul Remmel



Andenken an den Vater Paul Remmel



vor sich, sagt aber auch, dass es möglich war, das Lager manchmal zu verlassen. Zudem weiß er noch, dass es in einer der Baracken einen Raum gab mit Spielmöglichkeiten für die Kinder.

Der Gesprächspartner betont auch, dass bei allen Bemühungen und Rettungsversuchen, die in den Einzelheiten nicht mehr bekannt sind, Freunde und maßgeblich Vertreter und Mitarbeiter der Siegburger Pfarrgemeinde geholfen haben. Das kam nicht zuletzt daher, dass die Mutter als regelmäßige Kirchgängerin gute Verbindungen dorthin hatte. Ferner hat ein Lagerarzt, Doktor Grabhorn, der aus Siegburg stammte und mit dem Vater befreundet gewesen war, die Mutter davor gewarnt, ihre Kinder mit ins Konzentrationslager zu nehmen.

So war es möglich gewesen, Paul Remmel, 1944 schon fünfzehn Jahre alt, bei der Firma Josef Oettgen in Köln unterzubringen. Die Besitzer „waren gut betucht“ und willens, den jungen Mann aufzunehmen und sich um ihn zu kümmern. Paul selbst freilich hatte gehofft, in dem Geschäft eine Kaufmannslehre machen zu können. Das war ihm aber als „Halbjuden“ nicht erlaubt, also durfte er nur als Hilfskraft arbeiten. Schließlich aber hat Paul auf diese Weise den Krieg überstanden, hat sich sehr gut in der Firma Oettgen bewährt und es dort bis zum Prokuristen gebracht. Paul Remmel junior ist 2012 verstorben.

Trennung von der Familie

Unter ähnlichen Umständen ist die zwölfjährige Schwester Margret in ein katholisches Waisenhaus in Sigmaringen gekommen. Um Fritz wiederum hat sich ein mit den Eltern befreundeter Geschäftsmann aus Siegburg gekümmert. Der brachte den Jungen auf einen Bauernhof nach Deesen

im Westerwald zu einer Familie, deren Tochter bei Familie Remmel ihr Haushalts- oder Pflichtjahr abgeleistet hatte; er wurde dort wie das eigene Kind aufgenommen. Deshalb war es wie selbstverständlich, dass der Siebenjährige den Bauern Papa nannte und die Bäuerin Mama. Und wenn während der Feldarbeit die „Jabos“ kamen, so die Erinnerung, „die auf alles schossen, was sich bewegte“, schützte ihn die Bauerstochter mit dem eigenen Körper. So nah können Liebe und Hass beieinanderliegen. Und weiter sinniert der alte Herr: Weil das Kind von damals den Trennungsschmerz nicht zu ertragen vermochte, verdrängte es die Gedanken an die eigene Mutter.

Anna Remmel ist Anfang Oktober 1944 ins Ghetto Theresienstadt im heutigen Tschechien gekommen, das von der NS-Propaganda als Vorzeigeghetto inszeniert wurde. In Wirklichkeit mussten die Gefangenen schwer arbeiten und litten sehr unter Entbehrungen. Der Hunger war so groß, dass man Anna Remmel des Nachts die unter dem Kopfkissen versteckten Brotreste gestohlen hat. Manchmal schrieb die Mutter eine Karte: „Es geht mir gut.“ Und: „Bitte schickt mir zehn Stück Zucker.“ Bekannt ist, dass von Theresienstadt regelmäßig große Transporte mit den Lagerinsassen ins Vernichtungslager Auschwitz gingen. Anna Remmel hat Angst, Entbehrungen und Drangsal des Ghettos nur überstanden mit Hilfe ihres Glaubens und der Hoffnung, ihre Kinder wiederzusehen. Im drehbaren Absatz ihres Schuhs hatte sie ein Foto von ihnen, das ihr Kraft gab, wenn sie Not und Elend nicht mehr aushalten konnte.

Wieder in Siegburg

Im Mai 1945 befreite die Rote Armee Theresienstadt. Anna Remmel war damit acht



Seitenflügel der Kehlkaserne von Fort V kurz vor dem Abriss 1962, wo ein Teil der jüdischen Menschen eingepfercht war.

Monate gefangen gewesen und ist dann mit geschorenen Haaren mal zu Fuß, per Anhalter und dann wieder auf Kohlezügen und Güterwagen unter lebensgefährlichen Umständen zurückgekommen; sie war damit die einzige Jüdin Siegburgs, die ihre Deportation überlebt hatte. Eine ihrer ersten Handlungen im Juni 1945 war es, sich mit einem Lastwagen in den Westerwald durchzuschlagen, um ihren Jüngsten, Fritz, heimzuholen. Waren die Gedanken des Kindes an die Mutter bis dahin auch ausgeblendet, waren die Freude und das Glück nun grenzenlos: „Ich wollte die Mutter nicht mehr loslassen“, sagt der betagte Mann. Die kleine Familie einschließlich Pauls und Margrets war wieder vereint und konnte auch wieder in ihr Haus in der Siegburger Altstadt zurück, nachdem ein Polizist, der zwischenzeitlich mit Frau und Kindern dort wohnte, es hatte räumen müssen. Im Wesentlichen fanden die Rimmels ihr Heim so vor, wie sie es zurückgelassen hatten.

Da der Mutter in Theresienstadt die Schulter zerschlagen worden war und wegen einer fortschreitenden Nervenerkrankung der rechten Hand, musste sie für etwa ein Jahr ins Krankenhaus, erholte sich aber nie wieder ganz. Der nun schon sehr lebhafteste Jüngste hat sich dagegen schnell wieder eingefunden, er war nun „Hans Dampf in allen Siegburger Gassen“, als den

er sich selbst rückblickend sieht. Und dann folgt noch dieser Satz: „Der Michelsberg war für mich die Welt.“ Das ging soweit, dass ein Onkel meinte, „aus dem Jungen wird nichts“, und so kam er in ein Internat nach Atten-dorn. Dort hat er die Schule trotz Heimwehs regulär abgeschlossen, ist Pharmazeut geworden und hat in seiner Heimatstadt fünfundzwanzig Jahre lang eine Apotheke geführt; als Nachfolger schaltet und waltet dort nun einer seiner beiden Söhne. Mit seiner Frau Marion ist Fritz Rimmel sein Leben lang viel gereist. Immer gehen sie, wie zuletzt noch in Reims, in die Kirchen der besuchten Städte und Metropolen. Von sakraler Baukunst sind beide sehr angetan.

„Davongekommen“

Im Gespräch bestätigt sich die eingangs getroffene Selbsteinschätzung des Zwei- undachtzigjährigen, der entspannt im Sessel sitzt. Danach ist er selbst doch noch „recht ungeschoren davongekommen“. Heute, so Fritz Rimmel, sei die Lage kompliziert. Es seien neue Generationen in der Politik, die mit dem von früher nichts mehr gemein hätten. Und dennoch warnt er nachdrücklich: „Die Politik muss mehr tun, um die rechten Tendenzen wie Antisemitismus, Rassen- und Ausländerhass, vor allem die auf Facebook und im Darknet einzudämmen.“



3 Hans Schiefbahn: Katholisch und rassistisch verfolgt

Das Gespräch mit den Eheleuten Hans und Ingrid Schiefbahn fand am 5. Februar 2018 in angenehmer, wenn auch sehr bewegter Atmosphäre in deren Wohnung in Köln-Porz statt. Eingeladen dazu waren die Vorsitzende des Bürgervereins Hildegard Jahn-Schnelle, der stellvertretende Bezirksbürgermeister Roland Schüler, der den Kontakt hergestellt hatte, und der Autor. Herr Schiefbahn als Betroffener und eigentlicher Interviewpartner war während des Gesprächs immer wieder emotional sehr berührt. Dennoch vermochte er ausführlich zu berichten und sich an Einzelheiten bis hin zu wörtlicher Rede der einstmaligen Beteiligten zu erinnern.

Die Familie hatte schon immer in Köln-Poll gewohnt. Hans Schiefbahn, geboren 1934 und zur fraglichen Zeit zehn Jahre alt, sprach nun mit uns darüber, wie er mit seiner Mutter Theodora, geborene Marcus, und seinem zwei Jahre älteren Bruder Hermann zwei Wochen voller Verzweiflung in den Baracken des Deportationslagers in Köln-Müngersdorf zubringen musste.

Seiner Erinnerung nach wird das im Herbst 1944 gewesen sein, in der Zeit also, als der Krieg eigentlich schon verloren war. Die Familie bestand aus der jüdisch geborenen, zum Katholizismus übergetretenen strenggläubigen Mutter und dem katholischen Vater. Es war also nach dem damaligen Sprachgebrauch eine „Mischehe“, und die Kinder waren „Mischlinge“. Als solche war die Familie bisher von den Deportatio-

nen zurückgestellt worden. Josef Schiefbahn hingegen, der Vater, war schon seit 1939 Soldat; 1943 hatte man ihm nahegelegt, sich von seiner jüdischen Frau scheiden zu lassen, dieses Ansinnen aber zurückgewiesen. Er galt somit als „wehrunwürdig“ und wurde vom Militär entlassen, um jedoch 1944, noch vor der Internierung der Familie in Müngersdorf, zur Organisation Todt, der bekannten paramilitärischen Bautruppe, verpflichtet zu werden.

Ein Polizist bei Schiefbahns

„1941 hat uns der Ortspolizist“, so berichtet unser Gesprächspartner und kann das Weinen nicht zurückhalten, „den Stern gebracht. Den sollten wir dann tragen – auch wenn wir es nicht gemacht haben; ich weiß das sehr genau, weil meine Mutter in meiner Gegenwart von Hitlerjungen darauf angesprochen wurde. – Poll war ja ein Dorf, es hat sich schnell rumgesprochen, dass ein Polizist bei Schiefbahns war.“

Auch in der Schule sahen sich die Brüder, so Hans Schiefbahn, „kleinen Biestigkeiten“ ihres Rektors ausgesetzt. „Der hat die anderen Schüler gegen uns aufgehetzt, obwohl wir Jungs in der ganzen Zeit als Messdiener tätig waren.“ Die alles verändernde Aufforderung, sich binnen vierundzwanzig Stunden mit den Kindern im Lager Müngersdorf einzufinden, erhielt Theodora Schiefbahn im Oktober 1944 wiederum vom Ortspolizisten, der an der Tür klingelte.

FOTO- UND DOKUMENTEQUELLEN: SAMMLUNG SCHIEFBAHN



Hans Schiefbahn mit seiner Gattin Ingrid Schiefbahn

Es war kein Gedanke daran, dem Befehl nicht nachzukommen. Worin hätte ein Ausweg bestehen können? Angeordnet war, Matratzen und Bettzeug mitzubringen, und so wurde der Transport von dem Rentner und Nachbarn Schützendorf, den die Familie auch von der Pfarrgemeinde her kannte, mit dem Pferdefuhrwerk durchgeführt. „In der Kleinstraße in Poll hielt eine Frau unseren Wagen an, um uns Bonbons ´raufzuziehen“. Nachdenklich erinnert sich der Gesprächspartner an diese freundliche und zugleich hilflose Geste.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatten die Schiefbahns nicht gewusst, was Müngersdorf für sie überhaupt bedeuten würde. Ihr „Leben vor dem Krieg und während des Krieges war ohne große Aufregung gewesen“, sinniert der betagte Interviewpartner. Dass

es dort zwei Teile eines Sammelagers gab, das Fort und in der Nähe die Baracken, ahnten sie bis zuletzt nicht. Nun wurde aber auch ihm als einem Zehnjährigen allmählich klar, dass er, wie man ihm sagte, ein „Mischling ersten Grades“ war und er sich zu fügen hätte.

Gemeinsames Weinen

Mutter und Kinder Schiefbahn kamen in einem der Barackenräume unter, zusammen mit noch sechs oder sieben alten Ehepaaren, die viel geweint und getrauert haben. Hans und sein nun zwölfjähriger Bruder waren die einzigen Kinder in der baufälligen Bleibe. Dass nach ungefähr zwei Wochen die Transporte bevorstanden, merkten sie daran, dass der Mutter die Schlüssel der Poller Wohnung ausgehändigt wurden. Das war wohl zur





Beruhigung, es sollte aussehen, als würde es nach Hause gehen. Auch eine alte Dame sagte, dies bedeute nichts Gutes, und sie hatte Recht.

Am nächsten Morgen, einem Samstag, wurden alle Lagerinsassen per Lautsprecher zum Appellplatz beordert, die jüdischen Ehepartner mussten ein Gepäckstück mit notwendigsten Sachen mitbringen. Sodann wurden in alphabetischer Reihenfolge die Namen der für den Abtransport Bestimmten aufgerufen. Theodora Schiefbahn gehörte dazu. Draußen standen schon Busse bereit, die Mutter musste Abschied nehmen und ihre Söhne zurücklassen. Sie hatte noch versucht, mit ihnen in den Wald zu laufen. Dort aber wurden alle von einem Wachtposten mit dem Gewehr aufgehalten. Der Befehl: „Nix da!“ Auf ihr verzweifertes Schreien, „dann erschießen Sie uns doch gleich hier“, hieß es, dass ihnen nichts geschehen werde, was beruhigend wirken sollte. Die Mutter hat viel und heftig geweint, an Flucht indes war nicht zu denken. Als sie in den Bus einsteigen musste, hat sie noch gerufen: „Was wird aus den Kindern?“ „Dafür sorgt die Gestapo“, antwortete die Lautsprecherstimme. Im Gespräch hat Hans Schiefbahn diese Momente nur gestreift, erst auf Nachfrage gelingt es ihm, seine Gefühle in Worte zu fassen: „Mein Bruder und ich waren verzweifelt.“

Die Jungen haben übrigens manchmal mit ihresgleichen im Lager herumgetobt. Der Ernst der Situation war ihnen nur zum Teil bewusst. Unmittelbar, nachdem die Mutter weg war, kam ein katholischer Priester, der versuchte, sie zu trösten: „Warum weint ihr ...?“ Vielleicht war das der Pfarrer Leo Ditges von Sankt Vitalis oder der Kaplan Josef Koenen, die zeitweilig Zutritt zu den Baracken und dem Fort hatten. In der Pfarr-

chronik berichtet Ditges kurz über seine Besuche dort.

Zu erwähnen ist noch, dass ein Großonkel von Hans Schiefbahn, der Arzt Dr. Georg Marx und seine nichtjüdische Frau, ebenfalls in den Baracken in Müngersdorf waren. Eines Abends, als die Nachricht vom bevorstehenden Abtransport bekannt wurde, sind beide geflohen und überlebten in einem Kloster. Vielleicht konnten sie das, weil sie finanziell gut gestellt waren. Herr Schiefbahn erinnert sich zudem, dass Onkel und Tante an dem betreffenden Abend traurig waren und weinten. Emotional berührt und nachdenklich sagt er: „Nach meiner Erinnerung waren alle Leute mit der stets drohenden eigenen Deportation oder der ihrer Angehörigen so beschäftigt, dass nur gemeinsames Weinen ein wenig Trost spendete.“

Helfer in der Not

Einen Tag, nachdem die Mutter samstags abtransportiert worden war, sind Hans Schiefbahn und sein Bruder mit der Straßenbahn wieder in Poll gewesen. Sie hatten einen jungen Wachtposten am Tor mithilfe ihres Kirchenlateins davon überzeugt, dass sie Messdiener waren und zum Gottesdienst wollten. Der Soldat hat sie mit der strengen Auflage gehen lassen, pünktlich am Nachmittag zurück zu sein. Tatsächlich waren die Brüder zur befohlenen Zeit wieder in ihrer Baracke.

Dann nahm für sie das Geschehen eine neue Wendung. Während die Transporte aus Müngersdorf weitergingen, hat sie der freundliche Nachbar Schützendorf unverhofft auch wieder mit dem Fuhrwerk nach Poll zurückgeholt. Der Mann wurde zwar auf üble Weise befragt, wie er zu dem Ansinnen käme, konnte die Kinder dann aber mitnehmen.



Mein erstes Schuljahr 1941

Erstes Schuljahr für Hans Schiefbahn (1941)



Die Brüder Hans und Hermann Schiefbahn (1948)



Die Mutter Theodora Schiefbahn mit ihren beiden Söhnen (1954)





Die genauen Umstände, weshalb die Brüder das Lager letztlich verlassen durften, sind nicht ganz klar. Wahrscheinlich hat sich jemand für sie verwendet. Feststeht, und das betont Hans Schiefbahn, dass der Poller Kaplan Josef Büscher und seine Schwester Marie aus der Pfarrei Sankt Joseph die Helfer in der Not waren. Sie sorgten dann auch dafür, dass Helmi Manderscheid, eine Frau aus Poll, sie einige Wochen bei sich aufnahm. Bei ihr hat unser Zeitzeuge den Gauleiter Josef Grohé im Radio gehört, der seinen Bezirk für „judenfrei“ erklärte; als Juden hatten sie selbst keinen Rundfunkempfänger besitzen dürfen. Hans Schiefbahn ist sich sicher, dass sie als „Mischlinge“ die Letzten im Lager Müngersdorf gewesen sind.

Der Kaplan Büscher sorgte dann auch dafür, dass die beiden Jungen im Waisenhaus Elisabeth-Breuer-Stift, das nach Hennef ausgelagert war, unterkamen. Die Nonnen dort, denen die Identität der Brüder von Anfang an bekannt war, verhielten sich unterschiedlich: die einen zugewandt, andere streng und lieblos. Wegen der erlittenen Verfolgung übertrug man den Brüdern ungewöhnliche, eigentlich delikate Aufgaben und hoffte damit auf das Wohlwollen der Engländer, die in den Ämtern das Sagen hatten. Hans Schiefbahn erinnert sich: „Nach dem Krieg wurden wir für Behördengänge eingesetzt; wir wurden beauftragt, unser Schicksal kundzutun. Es ging immer um Anträge für Zuteilung von Essen oder Kleidung, Dinge, die im Waisenhaus dringend benötigt wurden.“

„Mein Kampf“ noch im Bücherregal

Theodora Schiefbahn kam übrigens von Müngersdorf aus nach Hessisch Lichtenau in ein Außenlager des KZ Buchenwald und war danach im jüdischen Krankenhaus in

Berlin, Iranische Straße 2, interniert. Dort war sie mit sechs Schicksalsgefährtinnen in einem Zimmer; alle mussten nach den Bombardierungen mit bloßen Händen und wenigen Werkzeugen die Trümmer der Häuser wegräumen. Eine schwere Zeit lang hatten die Kinder keinen Kontakt zu ihr, erst nach bangem Warten, genau weiß das der Gesprächspartner nicht mehr, konnten sie sich Briefe schreiben. Und obwohl im Mai 1945 von den Russen befreit, wurde Theodora Schiefbahn mit anderen Frauen noch bis August 1945 zum Verhör in Berlin festgehalten. Dann war sie wieder zurück in Köln-Poll. Der Vater indes kam erst 1949 aus russischer Kriegsgefangenschaft zurück.

In Poll ist wieder Kaplan Büscher Vermittler zwischen den Kindern und der Mutter gewesen; als diese wieder zu Hause war, hat sie anfangs bei der schon erwähnten Helmi Manderscheid geschlafen, denn eine Wohnung zu finden war fast unmöglich. Auch bekam Theodora Schiefbahn, von Beruf Fürsorgerin bei der Stadt Köln, keine Stelle. Die Vermutung des Sohnes ist: „In den Ämtern saßen immer noch die gleichen Nazis und machten ihr das Leben schwer.“ Die Familie vor dem Verhungern gerettet hat eine Freundin, die rechtzeitig in die USA ausgewandert war und nun Carepakete schickte.

Familie Schiefbahn hat nach dem Krieg als „Rassisch verfolgt“, wie es nun hieß, eine Entschädigung erhalten. Der Poller Pfarrer von Sankt Joseph indes gab sich immer noch nationalsozialistisch und hatte Hitlers „Mein Kampf“ noch im Regal. Dessen konnte sich der Junge damals vergewissern, weil die Kirche zerstört war und die Gottesdienste im Wohnzimmer des Geistlichen stattfanden. In der Messdienerversammlung stichelte der auch immer noch mit seinen





Gelände nach dem Abriss des Barackenlagers kurze Zeit nach dem Krieg: Noch die letzten Reste zeugen davon, dass ein Entkommen unmöglich war.

„Judengeschichten“, was die Brüder sehr verunsicherte; sie blieben aber in der Gemeinde aktiv. Dem Seelsorger ist auf dem Poller Friedhof ein ansehnliches Grab zuteil geworden.

Als Jugendlicher von sechzehn Jahren hat Hans Schiefbahn die Schule verlassen und ist zunächst Schiffbauer geworden und dann Lokomotivführer. Aus gesundheitlichen Gründen und nach einer pädagogischen Schulung war er schließlich Gruppenleiter in einer Werkstatt für geistig und körperlich behinderte Menschen. Am 20. Februar 2018 hat er seinen Lehrer Oberstudienrat Otto Unger vom Deutzer Gymnasium

Schaurtestraße in einem Dokumentarfilm im Fernsehen wiedererkannt. Der 1984 verstorbene Pädagoge war ebenfalls mit seinem Sohn Hartmut, der in dem Film wie auch in unserer nachfolgenden Lebensgeschichte zu Wort kommt, in den Müngersdorfer Baracken gewesen – wahrscheinlich sogar zur gleichen Zeit.

Hans Schiefbahn ist durch die Erlebnisse in Müngersdorf wie auch der ganzen NS-Zeit, der Trennung von der Mutter und den Entbehrungen damals bis zum heutigen Tage emotional belastet. Wie seine Frau sagt, träumt er des Nachts von seinen Erlebnissen und schrickt aus dem Schlaf auf.





4 Otto und Hartmut Unger: Auch anständige Menschen

Der heute in Berlin lebende Architekt Hartmut Unger und dessen Vater Dr. Otto Unger, früher Lehrer in Siegburg und nach dem Krieg in Köln, sind diejenigen, um die es in diesem Beitrag hauptsächlich geht. Von Hartmut Unger liegt uns ein schriftlicher Bericht vor über die nicht in Worte zu fassenden Erniedrigungen, Entbehrungen und Leiden, die er und seine Familie, weil sie jüdische Wurzeln hatten, im „Dritten Reich“ erleiden mussten. Es handelt sich um das Manuskript einer Rede aus früherer Zeit, das der nun über Neunzigjährige uns überlassen hat, den wir zudem kurz persönlich kennenlernen und mit dem wir auch wiederholt telefonieren konnten. Außerdem liegt uns ein zweiter Redetext vor, der in unserer Gedenkort-Broschüre von 2020 abgedruckt ist.⁴⁹ Darüber hinaus finden sich auch Informationen über die weitverzweigte und bedeutende jüdische Familie im Internet. Aus diesen Quellen haben wir den folgenden Beitrag erstellt und uns bemüht, die Ereignisse verständlich und folgerichtig wiederzugeben.⁵⁰

Wir wenden uns zunächst dem Vater zu. Otto Unger, geboren 1890 und gestorben 1984, wurde nach seiner Geburt evangelisch getauft und wuchs in Berlin auf. Im Ersten Weltkrieg war er Soldat, der, mit Medaillen ausgezeichnet, zurückkam, auf die der kleine Sohn Hartmut später sehr stolz war. Nach dem Philologie-Studium und der Promotion zog es Dr. Otto Unger ins Rheinland, wo er eine Stelle als Studienrat am Gymna-

sium in Siegburg antrat; dort unterrichtete er Deutsch und Französisch, hat aber immer auch literaturwissenschaftlich gearbeitet, insbesondere zur mittelhochdeutschen Dichtung.

Dr. Otto Unger besaß zusammen mit seiner Frau Charlotte, geborene Werchan, und dem kleinen Sohn Hartmut ein eigenes Haus. Für diesen stellten sie, sehr interessiert an Sprache und Mundart, ein Kinder mädchen namens Josefine Handloser ein, nicht zuletzt weil es rheinischen Dialekt sprach. Die junge Frau sollte später noch zu einer wichtigen Helferin werden.

Frühe Ausgrenzung

Im Jahr 1935 wurde Otto Unger auf Grundlage der „Nürnberger Gesetze“ wegen seiner jüdischen Herkunft aus dem Schuldienst entlassen, und, so noch einmal der Sohn, „als dekoriertes Mitglied des Ersten Weltkriegs jedoch in den Ruhestand versetzt“. 1936 ist die Familie in eine Mietwohnung nach Köln-Rath und 1937 aus dieser in ihr neu erbautes Haus nach Köln-Brück gezogen, war aber als „Mischehen-Familie“ erheblicher gesellschaftlicher Isolierung und Benachteiligung ausgesetzt. Zum Beispiel durchsuchte die Gestapo das Haus und nahm Radio und Plattenspieler mit. Sodann wurden bei ihnen Soldaten einquartiert, die in der Nähe einen Not-Flugplatz zu bewachen hatten. Als promovierter und überaus befähigter Philologe musste Otto Unger, nachdem er zuvor schon in zwei Fabriken als

FOTO- UND DOKUMENTEQUELLEN: SAMMLUNG UNGER



Architekt Hartmut Unger, geboren in Siegburg, nun in Berlin lebend





Arbeiter dienstverpflichtet war, nun eine Stelle in Köln-Ehrenfeld in der Ölfabrik Courth annehmen. Das immerhin sollte sich später als nützlich erweisen.

1942 zeigte sich, dass die Behörden immer restriktiver verfahren, indem sie zwei weitere jüdisch-christliche Familien, eine davon mit zwei Töchtern, im Haus der Ungers einquartierten. Nun derart beengt lebend, war es ein weiteres Vorzeichen für das, was sie im Spätsommer 1944 erwartete: Alle drei Familien einschließlich der nichtjüdischen Ehepartner und Kinder erhielten den polizeilichen Befehl, sich im Deportationslager Müngersdorf zu melden; nur Handgepäck durfte mitgenommen werden. Hartmut Unger äußert sich dazu eher nüchtern: „Wir fuhren gemeinsam mit der Straßenbahn dorthin. Meinen Eltern wie auch den anderen Erwachsenen war wohl klar, dass dies eine Reise in den Tod sein konnte. Ich, damals fünfzehn Jahre, ahnte noch nichts davon.“

Beim Verlassen ihres Brücker Hauses hatte ihnen ein Nachbar noch hinterhergerufen: „Da geht endlich das Pack weg.“ Das Eigenheim wurde ab der Zeit von einem Parteifunktionär bewohnt. „Wir hatten ihm das Haus komplett eingerichtet und schön aufgeräumt und sauber hinterlassen müssen“, so der bittere Kommentar.

Im Deportationslager Müngersdorf

Den Weg zum Barackenlager Müngersdorf legten alle Hausbewohner gemeinsam, wie erwähnt, mit der Straßenbahn zurück; für die beiden anderen Familien war es die Fahrt in den Tod. Hartmut Unger gibt an, dass in den Baracken zuvor britische und amerikanische Kriegsgefangene einquartiert waren. Hier fand er auch die gleichen Holzbetten wieder, wie sie die Soldaten im Keller des Brücker Hauses zurückgelassen hatten:

mehrstöckig, mit Strohmattentzen, ob mit oder ohne Decke ist unklar. An vieles kann Hartmut Unger sich jedoch auch auf Nachfrage nicht erinnern: „Ich weiß nicht mehr, wo die Toiletten waren, wie die Versorgung, die Essensausgabe funktionierte. Ich glaube, ich hatte nur Angst vor der uns unbekannteren weiteren Entwicklung. Was mir aber in Erinnerung geblieben ist sind viele Frauen, die dort die Aufsicht ausübten.“

Und weiter heißt es: „Viele Menschen wie auch mein Vater gingen von dort zur Arbeit. Das Tor war tagsüber bewacht, aber offen. Als wir uns eines Tages, es war vielleicht ein Samstag, zum Appell aufstellen sollten, sagte mein Vater, ich solle versuchen, das Lager so schnell als möglich zu verlassen um mich mit ihm in einem nahen Waldstück zu treffen. Das ist geglückt. Wir überlebten. Die Familien, die bei uns wohnten und viele andere leider nicht.“

Diese günstige Gelegenheit wahrgenommen zu haben, spricht für den Mut und die Intelligenz von Vater und Sohn. Charlotte Unger indes blieb noch in ihrer Baracke, weil sie als Nichtjüdin nicht unmittelbar in Lebensgefahr war. Dass dies aber für ihn und den Vater zutraf, war ihm inzwischen bewusst geworden.

Vater und Sohn versteckten sich unter Büschen und in einem Bombentrichter, wo sie bis in die Nacht ausharrten. In den Baracken war ihre Flucht inzwischen bemerkt worden, und man begann mit der Suche nach ihnen, wozu auch Hunde eingesetzt wurden. Es war nur Glück, dass man sie nicht entdeckt hat.

Offenbar hatte die Familie schon früher mit dem Gedanken gespielt, sich dem Zugriff von Polizei und Behörden zu entziehen und deshalb Kontakt mit einer Frau namens Helene Ballin aufgenommen, einer





Dr. Otto Unger mit Sohn Hartmut 1931-1933



Hartmut Unger 1934





Freundin Charlotte Ungers. Zu ihr wollten Vater und Sohn sich nun durchschlagen und flohen entlang der Bahngleise in Richtung Innenstadt; auf Straßen und öffentlichen Plätzen war es ihnen zu gefährlich. Und ein weiterer Umstand kam ihnen nun zugute. Otto Unger besaß die Schlüssel zu einem Arbeitsraum seiner Firma Courth im Gewerbegebiet Ehrenfeld. Dort angekommen, fanden sie für das Wochenende einen Unterschlupf; nun konnten sie sich waschen und durchatmen.

Auf der Flucht

Weil in der Fabrik am Montag wieder gearbeitet würde, strebten Vater und Sohn bald weiter der Innenstadt zu, wo sie tatsächlich von Helene Ballin in einer Wohnung über der Praxis eines Dr. Seel versteckt wurden. Dorthin an den Hohenstaufering 59 hatte sich Charlotte Unger in der allgemeinen Unordnung ebenfalls durchschlagen können. Doch nicht lange konnten die drei in ihrem Versteck bleiben. Bei einem der Fliegerangriffe hätten sie nicht in den Luftschutzkeller gekonnt, denn dort wären sie als fremd aufgefallen. Tatsächlich wurde das Haus auch schon nach zwei Tagen so schwer von Bomben getroffen, dass ein längeres Verbleiben nicht möglich gewesen wäre. Und, so Hartmut Unger im Rückblick, „obgleich es wegen der ständigen Kontrollen durch SS, Militär und Hitlerjugend auch sehr gefährlich war, den großen Tiefbunker unter dem Beethovenplatz aufzusuchen, hielten wir uns lieber dort auf“. Aber immer noch in akuter Gefahr, entsann sich die Familie ihrer früheren Freunde und Bekannten in Siegburg.

Sie hofften besonders auf Josefine Handloser, das ehemalige Kindermädchen, die inzwischen im Siegburger Krankenhaus

arbeitete. Charlotte Unger und ihr Sohn gelangten auf gefährlichen Wegen dorthin. Wo der Vater in der Zeit war, ist nicht mehr nachvollziehbar, aber vermutlich in Bunkern und in Trümmerverstecken. Die Stadt war ja vollkommen zerstört. Mutter und Sohn fanden tatsächlich die Krankenpflegerin Josefine, die, so Hartmut Unger, „Verbindung zu katholischen Kreisen hatte“. Und weiter heißt es: „Sie konnte einen Kontakt zu Kaplan Dr. Koch, Pfarrer an St. Alban neben dem Gürzenich, herstellen. Wir kehrten daraufhin nach Köln zurück und gingen gemeinsam mit meinem Vater zu St. Alban.“ Hier trennten sich die Wege der kleinen Familie für mehrere Monate bis zum Kriegsende. Otto Unger blieb in Köln, während seine Frau und der Sohn eine lange und gefährliche Flucht durch Mitteldeutschland vor sich hatten.

Selbstlose Helfer

Kaplan Dr. Koch und seine Unterstützer zögerten nicht, Otto Unger im Keller eines zerstörten Gebäudes hinter dem Pfarrhaus von Sankt Alban zu verbergen und ihn täglich mit Nahrung, auch geistiger Art, sowie anderem zum Leben Notwendigen zu versorgen. „Unter den damaligen Umständen eine in jeder Beziehung mehr als selbstlose Hilfe, für die Helfer mit ständiger Lebensgefahr verbunden“, so die dankbare Einschätzung des Sohnes Hartmut. Nur nachts und für kurze Zeit konnte sein Vater zum Luftschöpfen das Versteck verlassen. Immerhin hat er dorthin Notizen für seine literarischen Studien mitnehmen können. Dabei handelte es sich, so erfahren wir, „vor allem um das Epos ‚Willehalm‘ von Wolfram von Eschenbach, über dessen mittelhochdeutsche Originalfassung er gearbeitet hatte. So konnte er im Versteck seine Forschungen fortset-





Hartmut Unger 1944 und 1945 mit seiner Mutter Charlotte



zen, eine für ihn wesentliche Überlebensstrategie“.

Otto Unger sowie seine Frau und der Sohn konnten bis März 1945 noch einigen Kontakt zueinander halten, ermöglicht durch eine weitere „stille Heldin“, wie Hartmut Unger sie nennt. Dies war ihre andere frühere Haushaltshilfe, Anna Vogel, die dann eine Freundin der Familie war. Die Frau lebte zu der Zeit in der Kölner Südstadt und besorgte die Briefe, die die Getrennten einander schrieben. Auf Otto Ungers Leben im Keller wird noch zurückzukommen sein.

Gefährliche Irrfahrten

Hartmut Unger und seine Mutter schlugen sich zu Verwandten in die Niederlausitz durch, wurden dort aber verraten, festgenommen und kamen ins Polizeigefängnis von Cottbus. Zu Beginn des Jahres 1945 jedoch, der Krieg war eigentlich längst verloren, kamen Mutter und Sohn in den Unruhen der Zeit durch Zufall wieder frei, waren aber noch lange nicht in Sicherheit. Erst nach weiteren gefährlichen Irrfahrten durch Mitteldeutschland bis in die Nähe von

Dessau wurde ihnen wieder einmal geholfen, diesmal von Else und Karl Keller, einem mit der Familie Unger schon lange befreundeten Ehepaar.⁵¹

An dieser Stelle ist noch eine nähere Erklärung zu Karl Keller erforderlich. Keller war Schüler von Otto Unger in Siegburg und hatte den Lehrer „in der NS-Zeit neben anderem regelmäßig mit Büchern und Literatur für seine wissenschaftliche Arbeit versorgt“, so heißt es im Manuskript. Außerdem war Karl Keller nach dem Krieg lange Zeit Inhaber der großen und bedeutenden Kölner Universitätsbuchhandlung. Zusammen mit den Müngersdorfer Schriftstellern Heinrich Böll, Paul Schallück und anderen gründete er 1959 die Bibliothek Germania Judaica.

In Dessau erlebten Mutter und Sohn schließlich das Kriegsende, während der Vater sich schon etwas früher wieder auf freiem Fuß befunden hatte. Bis zum 7. März 1945, dem Tag des Einmarsches der Amerikaner in der Kölner Innenstadt, hatte er in seinem Trümmerversteck ausgeharrt, dort, wo heute gegenüber des Gürzenichs und von Sankt Alban eine Tiefgarage ist; sein Retter,





Kaplan Dr. Koch, ist leider einem Fliegerangriff zum Opfer gefallen. Otto Unger dagegen konnte nach der Befreiung des Rechtsrheinischen nach Köln-Brück zurückkehren, wo die Familie dann etwas später wieder vereint war.

Wieder Lehrer und Forscher

Hartmut Unger, zurückhaltend in Bezug auf die eigene Person, berichtet noch ausführlich über den Vater sowie über die verzweigte großbürgerliche Familie. Demnach unterrichtete Dr. Otto Unger von 1945 bis zu seinem Ruhestand 1956 als Oberstudienrat am Köln-Deutzer Gymnasium Schaurtestraße. Otto Unger war es dann, der in unserem Bundesland die erste Schülermitverwaltung ins Leben gerufen hat und lange Zeit beliebter Vertrauenslehrer an seiner Schule war. Darüber hinaus aber hat der Pädagoge und Gelehrte seine Studien zur mittelalterlichen Dichtung fortgeführt. „Der literarische Nachlass meines Vaters“, so der Sohn mit Recht voller Stolz im Redetext, „wurde in den Bestand des Schiller-Nationalmuseums in Marbach aufgenommen.“ Charlotte Unger starb bereits 1975, ihr Mann 1984. Auf Initiative der Bezirksvertretung Köln-Kalk gibt es seit 2015 den Otto-Unger-Weg im Kölner Stadtteil Brück.

Großbürgerliche Familie

Über die Unger'schen Angehörigen und Verwandten, überwiegend in Berlin beheimatet, ist zu erfahren, dass sie sowohl künstlerisch als auch gesellschaftlich Bedeutendes geleistet haben, wie zum Beispiel Hermann und Luise Wolff, Onkel und Tante von Otto Unger; diese war Schauspielerin und jener Journalist und namhafter Konzertveranstalter. So wurde denn 2005 auch ein Konzertsaal der Berliner Philharmonie

nach Hermann Wolff für dessen Verdienste um das hauptstädtische Musikleben benannt. Ein anderer Onkel schuf eine Vielzahl von Denkmälern und Skulpturen; dessen Sohn Konrad Westphal wiederum hat sich in der Nachkriegszeit einen Namen als Maler gemacht.

Mehrere Personen aus der Verwandtschaft sahen jedoch keinen anderen Ausweg, als sich das Leben zu nehmen. So zum Beispiel die Schriftstellerin Else Wolff und ihr Mann Kurt Wolff, ebenfalls Tante und Onkel von Otto Unger; ihren beiden Söhnen hatten sie noch rechtzeitig die Ausreise nach England ermöglicht, setzten dann aber, um weiterer Verfolgung zu entgehen, ihrem Leben ein Ende.

Die bittere Bemerkung Hartmut Ungers dazu, der ja selbst nur mit sehr viel Glück überlebt hat, lautet: „Diese große Familie wurde zerschlagen, vertrieben und ermordet. Nur wenige konnten der Deportation entgehen. Die Verbliebenen haben es in der Mehrheit abgelehnt, noch einmal deutschen Boden zu betreten.“ – Scham und Verantwortung verbieten jede Stellungnahme.

Leben des Sohnes

Um seine eigene Person macht Hartmut Unger, nun hochbetagt, wenig Aufhebendes. Dabei ist er selbst ein Überlebender des Holocaust mit langer, ereignisreicher Biografie. Er betont zunächst sein Glück, das „Dritte Reich“ überlebt und kluge und mutige Eltern gehabt zu haben. Ihnen ist er sehr dankbar, denn durch ihr Vorbild hat er sein Leben meistern können. Seine Eltern haben immer versucht, ihn trotz der Verfolgung und Ausgrenzung, die er durch das NS-Regime erlebte, zu ermutigen und zu bestärken; so haben sie ihm trotz der widrigen Bedingungen eine unbeschwerte Kindheit





Stille Helden

Bemerkungswert sind die Worte der Anerkennung und der Dankbarkeit, die Hartmut Unger für die Menschen findet, die seiner Mutter, seinem Vater und ihm selbst das Leben gerettet haben. Der Passus soll im Wortlaut wiedergegeben werden:

„Die in meinem Bericht genannten Helfer Leni Ballin, Josefine Handloser, Anna Vogel, Else und Karl Keller, Kaplan Dr. Karl Koch, seine Haushälterin und die Damen aus der Pfarrei waren in dieser Phase für uns die wichtigsten Personen. Dazu gab es noch weitere, die Beistand und Unterstützung gewährten, wie meine Großmutter Mayka Werchan. Ihnen gebührt ebenfalls mein Dank. Diese Menschen bildeten, ohne einander vorher zu kennen und oft ohne direkt miteinander zu agieren, einen Verbund, bestimmt von humaner Haltung und unbeschadet religiöser, politischer oder sonstiger Weltanschauung. Sie waren Konservative, Kommunisten, Sozial- und andere Demokraten, Katholiken, Protestanten, Freigeister – einfach anständige Menschen. Sie alle waren stille Helden.“

ermöglicht. Durch sie hat er als Kind und auch als Jugendlicher vom Druck und Zwang der Zeit nicht viel mitbekommen, und dadurch, so betont er, „haben mich die schrecklichen Lebensumstände, unter denen wir leben mussten, nicht gebrochen“.

Zur eigenen Lebensgeschichte erfahren wir auch noch dies: Sein Vater war immer beschäftigt, oft auch im Garten, und die Mutter kümmerte sich um den Haushalt. Die Familie hatte Besuche, sie selbst waren aber selten eingeladen. Aus Vorsicht hielten sie sich zurück. Einige der Spielgefährten luden ihn zu sich ein, aber seine Eltern sagten: „Lass’ es sein.“ Das wiederholte sich und führte manchmal zu unangenehmen Situationen, „sie spitzten sich mit der Zeit zu“. Manchmal spielte er auch mit seinen Schulkameraden auf dem Militärflugplatz, der schon indirekt erwähnt wurde.

Als Hartmut Unger, so berichtet er, einen überzeugten Nazi als Lehrer bekam, der ihn zu quälen versuchte, sorgte sein Vater dafür, dass er an eine andere Schule kam. Der jetzt Zweiundneunzigjährige hat eine beachtli-

che berufliche Laufbahn hinter sich. Als Architekt war er Leiter des Baudezernats in Brühl, dann Stellvertretender Direktor des Schulbauinstituts der Länder in Berlin und schließlich Stadtbaurat in Ahlen im Münsterland.

Zur Einweihung des Gedenkortes im Grüngürtel am 15. März 2020 wäre Hartmut Unger gerne aus Berlin nach Köln gekommen. Leider hatte die Feier wegen der Corona-Pandemie ausfallen müssen. Er hat uns wissen lassen, dass er mit der Straßenbahn nach Müngersdorf fahren würde, genauso wie im Oktober 1944, diesmal aber in der Absicht, einen eindringlichen Appell an die Zuhörer zu richten, den wir nun stattdessen nachfolgend verkürzt wiedergeben:

„Ich denke, gerade in der jetzigen Zeit, die so viele politische Veränderungen mit sich bringt, sollten wir laut darüber reden, dass eine solche Gefahr wie der Nationalsozialismus schleichend kommt, daran erinnern, warnen in der Hoffnung, dass diese furchtbare Geschichte sich niemals und in keiner ähnlichen Form wiederholt.“



5 Alice Heller und Tochter Ingeborg: Spuren einer Familiengeschichte

Von dem schweren Schicksal der damals in Brühl bei Köln wohnenden Jüdin Alice Heller, geborene Schiff, ihres katholischen Ehemanns Jakob Heller sowie deren Kind Ingeborg haben wir von Ingeborgs Tochter Ruth Welter erfahren, die in Reichshof im Oberbergischen wohnt. Die drei hatten sich, weil Alice und Jakob in einer „Mischehe“ lebten, im Herbst 1944 zwangsweise im Müngersdorfer Deportationslager melden müssen. Wie es ihnen hier ergangen ist, konnte in den Einzelheiten leider nicht in Erfahrung gebracht werden. Gleichwohl wird es eine Zeit voller Verzweiflung gewesen sein. Deshalb dürfen die Leiden dieser Menschen nicht in Vergessenheit geraten.

Ruth Welter hatte sich schon vor etlichen Jahren wegen Auskünften an unseren Bürgerverein gewandt. Aber auch hier konnte man nur auf das verweisen, was bis dahin über das Deportationslager Müngersdorf allgemein bekannt war. Es hat Ruth Welter und den Autor indes nicht ruhen lassen; es ist ihnen wichtig, das wenige Bekannte über die Familie Heller und deren Verwandten noch zusammenzutragen und öffentlich zu machen.

Schweigen der Erwachsenen

Ruth Welter hat als Kind über das Schicksal ihrer Mutter und Großeltern in der NS-Zeit nur wenig mitbekommen. Ihr wurden die schlimmen Ereignisse um die Angehörigen verheimlicht, wenn diese auch ständig spürbar waren. Mutter und Großmutter waren

offenbar so traumatisiert, dass sie nicht über Rechtlosigkeit, Deportation, Zwangsarbeit und Untertauchen sprechen konnten. Viel mehr als „Da war alles furchtbar schmutzig, und kalt war es, entsetzlich kalt“ kam der Mutter nicht über die Lippen.

Einmal noch hatte wohl die Großmutter im Altenheim von der Verfolgungszeit erzählt. Ruth Welter erinnert sich: „Meine Mutter reagierte ausgesprochen wütend darauf. Es hieß, so wie immer, ‚das war eine schlimme Zeit, jetzt geht es uns gut, wir reden nicht mehr darüber.‘“

Die Tochter erlebte das Schweigen und die emotionalen Ausbrüche als nachdrückliche Aufforderung, nicht zu fragen. Nach und nach hat sie dann doch von ihrem Vater einiges erfahren, vor allem später als Erwachsene: Alice Heller und ihre Tochter Ingeborg wurden wegen ihrer jüdischen Vorfahren über das Lager Müngersdorf zur Zwangsarbeit deportiert. In ihrer Familie waren sie offenbar von den Verbrechen der Nationalsozialisten am härtesten betroffen, wenngleich Jakob Heller, der Ehemann und Vater, infolge des Kriegsgeschehens im Luftschutzbunker zu Tode gekommen ist.

Urgroßmutter Selma

Genannt sei zunächst noch die 1879 geborene Selma Schiff, die Mutter von Alice. Deren Eltern jüdischer Religion lebten in Ortenberg in Hessen und betrieben einen Viehhandel; 1898 bekam Selma ihre uneheliche Tochter Alice. Später ging sie nach Frankfurt





Urgroßmutter Selma Schiff, verh. Mambrini



Tochter Alice Heller, geb. Schiff



Ingeborg Heller, verh. Welter



Selma Mambrini 1956 (Todesjahr)



und heiratete den italienischen Straßenarbeiter Antonio Mambrini. Mit diesem zog sie über Düsseldorf schließlich nach Brühl und bekam dort 1913 und 1914 noch die Söhne Toni und Edgar. Durch die Heirat mit einem Italiener erhielt Selma auch dessen Staatsangehörigkeit, was angesichts der Verfolgung der Juden in Nazi-Deutschland durchaus noch eine Rolle spielen sollte.

Das Ehepaar eröffnete 1924 in der Uhlstraße 80 in der Brühler Innenstadt ein „Zuckerwarengeschäft inclusive Kaffee-, Tee- und Eisverkauf“ unter dem Namen A. Mambrini; für die Brühler war es „dat Eisbüdchen“, an dessen Angebot sie sich gerne gütlich taten. Dennoch trennte sich das Ehepaar schon ein Jahr nach der Geschäftsgründung wieder; Antonio Mambrini war für die Ehe wohl nicht geeignet.

Später indes, wie sich zeigen wird, „genießt Selma den Schutz, Italienerin zu sein“. So berichtet es die Urenkelin Ruth Welter. Die zu der Zeit sechsendvierzigjährige Selma führte den Süßwarenladen mit Hilfe der Söhne Antonio und Edgar, die mit der Geburt ebenfalls italienische Staatsbürger waren, weiter.

Selma war in Brühl eine allseits beliebte Geschäftsfrau, und wie sie empfand die ganze Familie die Schlossstadt als ihre Heimat. Zeitweise half eine streng katholische Dienstkraft im Laden und bei der Beaufsichtigung der Kinder; zudem hing im Flur ein großes Kreuzifix, und Ingeborg, Selmas Enkelin, war folglich katholisch erzogen worden. „An Fronleichnam“, so erfahren wir von Ruth Welter, „stand vor dem Schaufenster ein wunderbar geschmückter Fronleichnamssaltar.“ Und obwohl sozial gut eingebunden, fiel die Familie dem NS-Schreckensregime zum Opfer.

Alice, Jakob und Tochter Ingeborg

Selmas Tochter Alice war als junges Mädchen als Haushaltshilfe in Ahrweiler tätig und hatte dann in der Brühler Mühlenstraße selbst einen Süßwarenladen. Den gab sie dann irgendwann auf und half der Mutter im Geschäft in der Uhlstraße. Ihre Halbbrüder Toni und Edgar, richtige „Brühler Jungen“, wurden in den dreißiger Jahren infolge ihrer Staatsangehörigkeit zum italienischen Militär eingezogen. Das war trotz der politischen Situation wohl auch damals schon ein etwas merkwürdiges bilaterales Abkommen, nicht zuletzt für die Brüder selbst.

Am 16. Januar 1929 hat Alice Schiff ihren Mann Jakob Heller geheiratet. Über diesen, ihren Großvater, weiß Ruth Welter wegen dessen frühem Tod nur sehr wenig. Soviel ist immerhin bekannt, dass er 1898 in Brühl geboren wurde und katholisch war. Zudem war er laut einer noch vorhandenen Karteikarte aus der damaligen Zeit Arbeiter und sein letzter Wohnort Düsseldorf. Seit der Heirat lebte Jakob Heller aber in Brühl in der Mühlenstraße. 1926 kam die gemeinsame Tochter Ingeborg, Inge gerufen, auf die Welt. Sie war die Mutter unserer Informantin.

Behördliche Schikanen

Selma Mambrini hatte sich in Brühl trotz mancher Benachteiligungen durch die Nationalsozialisten lange behauptet, bis sie sich im Dezember 1937 offenbar genötigt sah, eine behördliche Erlaubnis zur Fortführung des Geschäfts zu beantragen. Sie hatte den Laden nach der Scheidung wohl unter dem Namen A. Mambrini weitergeführt und war nun Opfer amtlicher Niedertracht: In zwei Schriftstücken der Brühler Behörde wird hervorgehoben, die Antragstellerin sei „Jüdin“, begründet wird ihre gleichzeitige

Antrag auf Ausstellung einer Kennkarte Jüdin

1. Familienname: Heller
 bei Vorfahren - geb. Schiff verw. gefh.
 bei Namensänderung - früherer Name:
 Sonbername¹:

2. Vornamen: Alice
(Nachname unterstreichen)

3. Geburtsort: Frankfurt
(Ortsname aufschreiben)

4. Geburtszeit: 16. 3. 1898
(Geburtsort, Monat, Tag, Jahr)

5. Wohnort: Brühl Köln seit wann? 1918
(Ort)

6. Wohnung: Uhlenstr. 80
(Straße, Hausnummer)

7. Familienstand: ledig - verheiratet - verwitwet - geschieden²

8. Bei bestehender Ehe - Verheiratung mit: Jakob Heller
 am 15. November 1923 in Brühl

9. Jude³: ja - nein⁴

10. Staatsangehörigkeit⁵ Deutsches Reich: ja

Heiratsbuch: ausgefüllt am von (Beide)

Heimatschein? ausgefüllt am von (Beide)

Staatsangehörigkeitsausweis? ausgefüllt am von (Beide)

M. D. Müller, Köln

Ich bestätige, daß ich die vorstehenden Angaben nach bestem Wissen und Gewissen gemacht habe.

Mit Unterschrift

füge ich bei: Geburtsurkunde - Taufschein - Heimatschein - Staatsangehörigkeitsausweis - Wehrtafeln
 eines deutschen Konsulats - Exilpaßausweise⁶

habe ich vorgelegt: Heiratsbuch - Wehrpaß - Wehrtafelnurkunde (bei Beamten)⁷

 Lichtbilder sind angehängt.

Brühl, den 30. 11. 1938
Alice Heller
(Unterschrift - Vor- und Familienname)

(Muss bei
 beigefügten
 Urkunden)

¹ Nichtzutreffendes streichen.

² Hier ist ein etwaiger Scheidesteller, Ehepartner, Mütter- und Vätername sowie bei katholischen Geistlichen und Erbkinderangehörigen bei in dieser Hinsicht etwa achtbare besondere Name anzugeben.

³ § 2 der Dritten Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 14. November 1935 - RGBl. I S. 1233 -

⁴ Bei mehrfachen Staatsangehörigkeit sind sämtliche Staatsangehörigkeiten anzugeben.

⁵ Stelle bei grünlidem Vertreter des Konsulatsbesuchtes den Antrag, so ist der Unterschrift hinzuzufügen: „als grünlidem Vertreter des (bei)“

Alice Heller, seit langem in Brühl bei Köln lebend, ist behördlich als „Jüdin“ gebrandmarkt (s. Vermerk oben rechts).

Ablehnung der Konzession jedoch mit dem Hinweis, in der Nachbarschaft gäbe es schon zwei Cafés. Selma musste folglich am 9. September 1938 ihr Geschäft schließen, und obwohl sie nach wie vor „gut vernetzt war“, so Ruth Welter, und noch einige Jahre viel Zuspruch von Freunden, Nachbarn und Kunden erhielt, sah sie eines Tages offenbar nur noch einen Ausweg. Sie floh im Mai 1943 zu Verwandten ihres Mannes nach Italien. In

Mantua hat sie in einem Café gearbeitet, fatalerweise aber auch für die dortige Besatzung, die deutsche Wehrmacht. Weitere Einzelheiten darüber sind nicht bekannt. Antonio Mambrini, mit dem Selma noch verheiratet war, hat bei der Flucht nach Italien offenbar geholfen, ebenso die Söhne Toni und Edgar, die in Italien, wie erwähnt, beim Militär waren.



Im Deportationslager Müngersdorf

Für die in Brühl verbliebene Familie Heller, nach damaliger Gesetzgebung eine „Mischehe“, wurde die Situation im Herbst 1944 lebensbedrohlich. Auch sie hatte schon lange in großer Angst vor einer Deportation gelebt und musste nun tatsächlich ins Lager Köln-Müngersdorf. Die Großmutter Alice war mit den Nerven am Ende und schnitt sich die Pulsadern auf, wurde aber gerettet; deswegen bekam die Familie immerhin einen Aufschub von wenigen Tagen. Jakob Heller war zuvor schon zweimal zum Amt bestellt worden. Man hatte ihm nahegelegt, sich von seiner Frau mit jüdischer Abstammung scheiden zu lassen; es hieß, dann bliebe er unbehelligt. Aber der Ehemann und Vater stand zu Frau und Tochter. Zuvor schon hatte die Familie Sachen wie Schmuck, Porzellan und Möbel bei Verwandten und Bekannten versteckt. „Man sprach“, so die Informantin aus dem Oberbergischen, „von ‚eingelagert‘ und wusste doch, dass man nicht wiederkommen würde. Die Verwandten und Bekannten wussten es wohl ebenso.“

Am 11. September 1944 musste Familie Heller ihr Haus verschließen, die Schlüssel bei der Stadtverwaltung abgeben und sich in den Müngersdorfer Baracken melden, von SS und Gestapo beschönigend „Sammellager“ oder „Gemeinschaftslager“ genannt. Außer dieser Gegebenheit ist dazu kaum etwas bekannt. Nur soviel weiß Ruth Welter noch, dass ihre Großmutter und Mutter in Müngersdorf und auch in der folgenden Zeit zusammenblieben, während der Großvater wie andere Männer in der gleichen Situation „den Gau Köln verlassen“ musste; so lautete die amtliche Anweisung. Es ist anzunehmen, dass Jakob Heller wegen seiner jüdischen Angehörigen als „politisch unzu-

verlässig“ galt und deshalb auch nicht Soldat war.

Bekannt ist ferner noch, dass Jakob Heller letztlich zum Arbeitseinsatz in den Harz befohlen wurde. Dort verschlug es ihn, vielleicht im Rahmen der Organisation Todt und wohl auch durch Intervention seines Brühler Arbeitgebers, in den Ort Unterlüß in der Lüneburger Heide. Ein Quartier hatte ihm seine Firma zugewiesen. Kurz darauf schon ist Jakob Heller jedoch in einem Luftschutzbunker beim Einschlag einer Sprengbombe ums Leben gekommen. Ruth Welter hat ihren Großvater nicht kennengelernt.

Zwangsarbeit in Hessisch Lichtenau

Mutter Alice und Tochter Inge blieben zusammen und kamen mit einem Transport von Köln-Deutz aus nach Kassel. Nach drei Tagen in einem Lager in Kassel-Bettenhausen ging es weiter zur Zwangsarbeit in der Weberei Henschel, einem „heereswichtigen Betrieb“ in der Kleinstadt Hessisch Lichtenau. Untergebracht waren die Frauen in einem nahe gelegenen Sammellager, hauptsächlich zusammen mit ungarischen und italienischen Jüdinnen. Während Alice an einem Webstuhl hart arbeiten musste, kam die Tochter ins Firmenbüro. Das war für sie und ihre Mutter ein großes Glück, und das nicht nur, weil ihre Tätigkeit nicht so anstrengend war, sondern auch weil sie hier direkten Zugang zu den Tagesaktualitäten hatte. „An der Quelle sitzend“, Ruth Welter zitiert hier ihre Mutter, „konnten beide ein halbes Jahr später ihr Leben retten, und zwar mit Hilfe eines Lichtenauer Mannes namens Bayer.“

Bayer, nur der Nachname ist bekannt, war ursprünglich „der Dorfpolizist“ gewesen; nun machte er Wachdienst für die SS bei Henschel. Über ihn gibt es mehrdeutige



Der Bürgermeister
der Stadt Brühl

Brühl, den 14. Dezbr. 1937
Des Rats



AN
die Ortpolizeibehörde

Legenbuch-Nr.
Sensuf. Sammel-Nr. 2841.

H I E R

Die Frau Anton Mambrini in Brühl, Uhlstraße 80 hat die Genehmigung zum Betrieb eines Kaffees in Verbindung mit einer Kiediele in dem Hause Uhlstraße 80 in Brühl (bisher Anton Mambrini) beantragt.

Auf Grund der Bestimmungen des Gaststättengesetzes vom 29. April 1930 und der dazu ergangenen Ausführungsbestimmungen übersende ich hiermit einen diesbezüglichen Antrag der Genannten mit den dazu gehörigen Anlagen zur gefl. Stellungnahme.

Antragstellerin ist Jüdin.

Kreuz

Die Ortpolizeibehörde. Brühl, den 16. Dezember 1937

J. Urschr. mit 2 Anlagen
an den Herrn Bürgermeister

H i e r

Betr. Konmissionsache Frau A. Mambrini.
Anfrage vom 14. 12. 1937.

Es handelt sich im vorliegenden Falle um ein kleines Unternehmen, welches seit dem 22. 7. 1921 als Café koncessioniert ist.

Gegen die Antragstellerin, die Jüdin und durch Heirat Ausländerin (Jüdienerin) ist, liegen keine Verneinungsgründe vor.

Ein Bedürfnis zur Fortführung des Betriebes kann jedoch nicht anerkannt werden, da in der Nähe des Cafés Mambrini sich noch 2 Cafés (Gosson und Kestrum) befinden.

2. Zu den Akten

J. A.
[Signature]

Kons. Akt.

Auch hier der herabwürdigende Vermerk „Antragstellerin ist Jüdin“.

Fadenscheinige Begründung der Ablehnung des Antrags auf Fortführung des Cafés



1930: Alice, Edgar, Vater Antonio, Selma, Toni, Kindermädchen Eva



Äußerungen unserer Informantin, zum Beispiel diese: „Herr Bayer war ‚einer der Guten‘, erzählte mein Vater einmal, was auch immer er damit meinte, denn er war ja nicht dabei gewesen.“ Im schriftlichen Bericht folgt dem Zitat ein Gedankenstrich. Ruth Welter fügt auch noch hinzu: „Es ist niemals darüber gesprochen worden, wie und auf welche Weise meine Mutter und Herr Bayer sich näher kamen.“

Mit dem Wachmann gab es die Absprache, dass die Frauen sich bei Gefahr in dessen Haus mitten im Ort verstecken könnten. Tatsächlich schlug wenig später die Nachricht ein, dass das Lager binnen dreier Tage geräumt würde; Ziel wäre wohl das Konzentrationslager Bergen-Belsen bei Hannover gewesen. Sofort rannte Inge in die Weberei, holte ihre Mutter, und sie liefen, nach deren Bekunden, in den Ort. Die Wachen hatten zwar noch gefragt: „Wohin?“, und ihre Antwort sei gewesen: „Wir sind gleich wieder da“, aber niemand habe sie wirklich gehindert. Angesichts der allgemeinen Auflösungserscheinungen wird das so gewesen sein, wenngleich die Informantin Zweifel an dieser Darstellung hat.

Alice und Ingeborg Heller hielten sich mehrere Tage auf dem Dachboden der Familie Bayer verborgen. Dann, als die US-Truppen in Hessisch Lichtenau einrückten und sie ihr Versteck verließen, war das Lager von den mitgefangenen Leidensgenossinnen tatsächlich schon verlassen worden; sie hatten sich wohl auf einen der berüchtigten Todesmärsche in Richtung Lüneburger Heide begeben müssen. Inge und ihre Mutter hingegen waren befreit, blieben aber dennoch ein weiteres halbes Jahr vor Ort in Hessen. Die damals Achtzehnjährige hat noch in der Verwaltung der amerikanischen Besatzung gearbeitet, offenbar freiwillig, und sie

erhielt ein gutes Zeugnis. Erst im Frühjahr 1946 sind Mutter und Tochter nach Brühl zurückgekehrt.

In Brühl im eigenen Haus

Als Inge und ihr späterer Mann Ferdi Welter, von Beruf Maurer, in den 1960er-Jahren ein Haus bei Brühl gebaut hatten, luden sie die Familie Bayer aus Hessisch Lichtenau einmal ein. Wegen der merkwürdigen Befangenheit ihrer Mutter fragt sich Ruth Welter noch heute: War es eine Art Verpflichtung, schließlich muss man jemand, der sein Leben für einen riskiert hat, doch dankbar sein. Die kleine Ruth dagegen fühlte sich hingezogen zu der netten Frau Bayer, spürte aber zugleich die deutliche Zurückhaltung der Mutter. Sie hatte damals zu ihrem Mann gesagt: „Es reicht jetzt, ich will nicht, dass die noch einmal zu uns kommen.“ Danach war der Kontakt abgebrochen.

Auch in anderer Hinsicht hat das Schicksal bei allen Betroffenen Spuren hinterlassen. Inges Großmutter Alice lebte mit im neuen Haus, und ab 1954 auch die Urgroßmutter Selma, die man aus Italien zurückgeholt hatte. Andere Verwandte erzählten, dass das Verhältnis von Selma und Alice, von Mutter und Tochter, nun sehr schwierig war. Jede hatte „zum Glück ein eigenes Zimmer in der Einliegerwohnung, und es gab den großen Garten, wo sie sich aus dem Weg gehen konnten“, so ist zu erfahren. Die Erlebnisse während der NS-Diktatur lasteten schwer auf der Familie. Alice hatte das Geschäft 1943 allein weiterführen müssen, und während Selma „in Italien in Sicherheit“ war, so hieß es, mussten Alice und die Tochter Inge in Brühl ausharren und dann „in die Zwangsarbeit“. So lauteten wohl die gegenseitigen Vorwürfe, und jede der Frauen hatte ihre persönliche Sicht auf das, was ihr





„Kennkarte“ war eine Art Inlands-Personalausweis.

Das Eiscafé Mambrini in Brühl in der Uhlstraße 80



widerfahren war. Den Angehörigen war offenbar nicht bewusst, dass Selma, deren Eltern und Großeltern mehrheitlich Juden waren, diejenige gewesen wäre, die die Nationalsozialisten ganz sicher nicht verschont hätten. Abkömmlinge jüdisch-christlicher Ehen hingegen wurden 1944 zunächst noch bei schwerer Arbeit ausgebeutet, freilich in der Absicht, sie nach der Erreichung ihrer Ziele auch zu ermorden. Der dadurch gewährte zeitliche Aufschub hat Alice und Ingeborg wohl das Leben gerettet.

Was aus Antonio Mambrini geworden ist, konnte Ruth Welter nicht in Erfahrung bringen. Die Söhne Toni und Edgar lebten nach

dem Krieg wieder in ihrer Geburtsstadt Brühl, wengleich es Toni irgendwann doch wieder zurück nach Italien gezogen hat, um am Gardasee eine Tankstelle zu betreiben.

Immer noch versucht Ruth Welter, Einzelheiten über ihre Familiengeschichte herauszufinden. Sie ist durch das kleine Hessisch Lichtenau gegangen auf der Suche nach der Familie Bayer, dem Lager, der Weberei und anderen Orten, wo ihre Mutter und Großmutter dem Nazi-Terror ausgesetzt waren. Außerdem kennt sie sehr gut die Ecke im Müngersdorfer Teil des Äußeren Grüngürtels, wo sich das Deportationslager befand.





6 Tilly und Anna Verbeeck: Um Jugend und Leben gebracht

Dass die Kölnerin Tilly Verbeeck, geborene Weinberg, mit ihrer Tochter Anna aus dem Deportationslager Müngersdorf fliehen und überleben konnte, ist wohl ihrem Mut der Verzweiflung und vielleicht einer glücklichen Fügung zu verdanken. Gleichwohl waren sie im Barackenlager Müngersdorf wegen ihrer jüdischen Abstammung Willkürhandlungen und Gemeinheit ausgesetzt. Das Unglück nahm schon sehr früh seinen Lauf, als Anna gerade dreizehn war, und Angst und Bedrückung belasteten sie auch als Erwachsene noch schwer. Nicht zuletzt war die Familie schon früh ausgebombt worden und hat damit zusätzlich unter dem Kriegsgeschehen gelitten. Was über das schwere Leben der beiden Frauen in Erfahrung zu bringen war, hat uns Annas Sohn, Herbert Lutterbach, geschildert, dem das Schicksal seiner Mutter wie auch das seiner anderen Angehörigen sehr am Herzen liegt. Lutterbach hat aber zugleich bei dem letzten unserer Kontakte angekündigt, längere Zeit für Auskünfte nicht zur Verfügung zu stehen, sodass unsere Nachfragen unbeantwortet blieben. Andeutungsweise erfuhren wir, dass er sich im Ausland aufhält.

Zu viele Altnazis

Herbert Lutterbach hat seine Erinnerungen an Mutter und Großmutter für uns schriftlich festgehalten mit dem Ergebnis, dass letztlich viel mehr zusammengekommen ist, als er zuerst selbst wohl glaubte. Offen-

bar hat er Vergessenes aufgefrischt und das Wiedererinnerte zusammen mit Dokumenten nachgereicht. Und wie kaum anders zu erwarten war, bestätigen sich die Erfahrungen aus anderen Lebensgeschichten, dass vor allem der Großmutter das Sprechen über die fragliche Zeit wie fast allen Holocaust-Überlebenden schwergefallen ist. „Sie hat eigentlich nie über ihre Vergangenheit gesprochen“, ist ein Satz, den wir nicht nur von diesem Informanten kennen. Dennoch hat Tilly Verbeeck, offenbar eine aufgeweckte Frau, ihre Lehren fürs Leben gezogen, indem sie zum Beispiel niemals konservativ gewählt hat, was sie öfter betont hat. Dazu äußert sich der Enkelsohn: „Ihr waren hier und in der Adenauer-Regierung zu viele Altnazis wieder in Amt und Würden.“ Tilly Verbeeck reagiert damit ähnlich wie die Tochter Anna, die, um ihre Würde und ihren Stolz zu bewahren, sich eine staatliche Entschädigung hat entgehen lassen. Darüber später mehr.

Zahlreiche Vorfahren

Große Verbundenheit bekundet Herbert Lutterbach auch mit der beachtlichen Reihe seiner jüdischen Ahnen. Mehrere davon kamen in den Konzentrations- und Vernichtungslagern oder auf andere Weise unter dem NS-Regime um oder wurden aus ihrer Heimat Deutschland vertrieben. Ihnen und auch früheren Generationen der Weinbergs, so lautet der angestammte Name, wenden wir uns zunächst zu, weil man auf diesem

Totalschaden: ja — ~~nein~~

Teilschaden: ja — ~~nein~~

Wohnung zerstört: ja — ~~nein~~

Wohnung kann — nicht — benutzt werden

In Gemeinschaftsverpflegung — nicht — aufnehmen

Personenschaden: ja — nein

Angriff: 9. 7. 43

Gültig bis: ~~21. 12. 43~~

Verlängert bis: ~~21. 12. 43~~ 28. 2. 44



Kasschat
Unterschrift

Alle Eintragungen dürfen nur von Ortsgruppe vorgenommen werden

(Nichtzutreffendes durchstreichen)

1213

Auszug der behördlichen Bescheinigung über die Ausbombung am 9. Juli 1943



Hintergrund die Lebenswege von Tilly und Anna Verbeeck noch besser versteht.

Obwohl nicht eindeutig geklärt, geht Tillys klingender Mädchename wohl zurück auf einen Meier Weinberg, geboren um 1740 im hessischen Allendorf an der Lumda, einen eher ärmlichen Viehhändler, wie Lutterbach betont. Einer der Söhne war Herz Weinberg, der mit seiner Ehefrau Sprinz, hergeleitet von Esperanza, wie alle Generationen der Weinbergs mit Kindern gesegnet war. Auf Herz folgte dann Josel (Joseph; 1792-1873) und auf diesen ein weiteres Mal ein Meier (1831-1906) mit fünf Kindern: Herrmann (1862-1950), Abraham, Moritz, Lina und Sannchen. Herrmann, der Älteste, war Tilly Verbeecks Vater.

Herrmann wiederum bekam mit seiner Frau Veilchen, geborene Isenberg, acht Kinder: Lina, Tilly, Bella, Hedwig, Salli, Selma, Julius und Ewald.

Dazu sei noch gesagt, dass einer von Herrmanns Brüdern, nämlich Moritz, in den USA ein neues Leben gefunden hatte; dadurch wurde er zum guten Engel der Familie. Moritz, der nun Morris hieß, lebte schon seit Ende des 19. Jahrhunderts in New York und war finanziell offenbar gut gestellt. So war er in der Lage und bereit, seinem Bruder Herrmann, Tillys Vater also und ihrer Mutter Veilchen sowie immerhin fünf von deren Kindern – Lina, Bella, Hedwig, Selma, Ewald – rechtzeitig die Flucht nach Amerika zu ermöglichen.

Moritz musste für die Einwanderer bürgen, damit, so Lutterbach, niemand „dem Sozialsystem der USA zur Last fiel“. Dennoch konnte auch Moritz' Großherzigkeit nicht alle Familienmitglieder retten: Sein Bruder Abraham wurde 1942 in Theresienstadt und seine Schwester Lina im gleichen Jahr in Treblinka ermordet.

Außerdem wurde Herrmann Weinbergs Sohn Julius, Tillys Bruder, 1944 von den Nazis in Frankreich getötet. Der Sohn Salli war schon am 21. März 1917 im Ersten Weltkrieg bei Laon in Frankreich gefallen.

Tilly und Anna Verbeeck

Über den Lebensweg und das Schicksal der 1891 geborenen Großmutter Tilly ist noch weniger bekannt als über das der Mutter Anna. Darüber denkt der Verwandte bis heute nach: „Es ist mir leider völlig unbekannt, was dazu geführt hat, dass meine Großmutter 1918 nach Köln gekommen ist.“ Im selben Jahr hat sie den um einiges älteren Kellner Jakob Servaz Verbeeck geheiratet; dieser stammte aus Aachen und hatte bereits drei kleine Kinder aus erster Ehe. Vielleicht gab es direkt nach dem ersten Weltkrieg zu wenig junge Männer, überlegt der Enkelsohn. Ihm ist Tillys Partnerwahl dennoch ein Rätsel geblieben: „Sie war in ihrer Ehe sicherlich eine Art schwarzes Schaf in der Familie Weinberg.“ Und dann fügt er mit Genugtuung hinzu: „Sie ist übrigens damals im Rahmen ihrer Ehe nicht konvertiert.“

Die Mutter unseres Informanten Lutterbach, Anna Verbeeck, hat, fast noch ein Kind, am eigenen Leib erfahren, was es hieß, als „Mischling“ herabgewürdigt zu werden. Dabei genoss sie wegen des nichtjüdischen Vaters noch die Vorzüge einer „privilegierten“ Familie. Ferner wissen wir über Kindheit und Jugend auch noch, dass Anna seit 1936 als Lageristin in dem Familienunternehmen für Modewaren Reifenberg in der Zeppelinstraße gearbeitet hat, das 1938 gezwungenermaßen in nichtjüdische Hände überging; unter den neuen Eigentümern Brügelmann und Söhne, heute noch in Köln ansässig, hat sie bis Oktober 1943 weitergearbeitet, zuletzt als Telefonistin.



Berechtigt nicht zu bevorzugtem Einkauf Ausweis für Fliegergeschädigte

Der Inhaber dieses Ausweises

Name Verbeeck Vorname Jacob

geb. 18.9.1884

sowie Ehefrau Tilly Verbeeck geb. 18.9.1884

und 3 Kinder sowie Miniger Verbeeck Name sonstige Angehörige

bisherige Wohnung Waldenstraße 15 sind fliegergeschädigt.

Alle Parteidienststellen und Behörden werden um weitgehende Unterstützung gebeten.

Köln, den 10.7.43

Unterschrift des Ausstellers:

Der Leiter der Einsatzbefehlsstelle
Sondereinsatz der NSDAP Köln.



Zwei amtliche Dokumente: Sie sind das einzige Bildmaterial, das uns zu dieser Lebensgeschichte vorliegt.

Wahrscheinlich war der jungen Frau gekündigt worden, weil sie „Halbjüdin“ war, denn drei Tage später schon erhielt sie die amtliche Aufforderung zur Arbeit bei Felten und Guillaume in Köln-Mülheim. Dort war sie, wenn auch noch nicht einmal für ein Jahr, ab dem 1. November 1943 als Hilfskraft tätig. „Das Ende dieser Beschäftigung fällt“, so vermutet Herbert Lutterbach mit Recht, „wohl auch zusammen mit der Aufforderung durch die Gestapo, sich mit ihrer Mutter in dem Lager Müngersdorf einzufinden.“

Flucht aus den Baracken

Ab dem 5. Januar 1939 musste Tilly Verbeeck zusätzlich den Vornamen „Sarah“ tragen –

eine weitere Maßnahme der Nationalsozialisten, um die Juden sozial auszugrenzen. Als „Mischehe“ war die Familie bis dahin jedoch von einer Deportation noch nicht betroffen gewesen. Im Herbst 1944 aber besann man sich als vorerst letzten Schritt noch der Familien und deren Kinder, in denen der Mann oder die Frau Juden waren. Sie wurden ins Lager Müngersdorf einbestellt, zusammen mit über eintausend anderen Betroffenen aus Köln und dem Regierungsbezirk.

Einzelheiten über die kurze Gefangenschaft der Verbeecks im Barackenlager sind nicht bekannt, bis auf den einen entscheidenden Moment, über den unser Informant



wiederholt berichtet hat: „Meine Mutter hat immer erzählt, dass sie mit meiner Großmutter gemeinsam nach einer Nacht bereits dort weggelaufen sei. Das Lager oder der Teil, in dem sie waren, sei zumindest zu diesem Zeitpunkt nur durch ‚alte Männer vom Volkssturm‘ bewacht worden. Einer habe es, wahrscheinlich um das Schicksal der Anwesenden wissend, geduldet, dass sie hier entweichen konnten.“ Ganz sicher sei sich die Mutter gewesen, dass es keine SS gewesen sei. Wenn man bedenkt, dass die Front immer näher rückte, überall reguläre Polizei oder Soldaten fehlten und wohl auch ein Teil des Lagerpersonals schon an die Zeit nach dem Krieg dachte, erscheint die Schilderung der damals Dreiundzwanzigjährigen plausibel.

Mut der Verzweiflung

Über die weitere Flucht seiner Mutter und Großmutter weiß Herbert Lutterbach nur, dass sich beide bis Kriegsende vermutlich mit viel Hilfe von Bekannten in Hamborn, das heute zu Duisburg gehört, verstecken konnten. Dabei kam ihnen die Lebenserfahrung der zu dieser Zeit vierundfünfzigjährigen Großmutter zu Hilfe. Sie verfügte noch über das Familienstammbuch der ersten Ehe ihres Mannes, in dem der Tod von dessen Frau Anna-Katharina irrtümlich nicht eingetragen war. Als diese gab Tilly Verbeeck sich bei Kontrollen aus und versicherte gleichzeitig wahrheitsgemäß, am 9. Juli 1943 in der Kasparstraße 18 in Köln ausgebombt worden zu sein und dabei ihre anderen Ausweise verloren zu haben, was eine Notlüge war. – Angemerkt sei noch, dass es über den Vater keine weiteren Auskünfte gibt.

In der Erinnerung unseres Informanten ist noch geblieben, dass seine Mutter sich ab

Ende Januar 1945 bis Juni 1945 offenbar allein in Schlotheim in Thüringen aufgehalten hat, wenngleich die Amerikaner den Ort schon in den ersten Apriltagen eroberten. Er weiß nicht, wie sie dorthin gekommen war und unter welchen Umständen sie immerhin mehrere Monate unerkannt bleiben konnte. Laut einer Bescheinigung der Kölner Synagogengemeinde ist sie dort am 9. Juli 1945 schon wieder registriert gewesen. Etwa zur gleichen Zeit sind auch der Vater Jakob und die Mutter Tilly Verbeeck wieder in Köln eingetroffen.

Über den Verbleib von Annas Vater Jakob seit der Trennung im Herbst 1944 bis zum Wiedersehen nach dem Krieg ist kaum etwas bekannt. Bei Kriegsbeginn fünfundfünfzig Jahre alt, wird er nicht Soldat gewesen sein. Es gibt jedoch noch seinen Wehrpass, in dem er jedenfalls als „arbeitsverwendungsfähig“ eingestuft ist. So ist anzunehmen, dass Jakob Verbeeck vom Lager Müngersdorf aus Köln verlassen musste. Sein Enkelsohn vermutet, „dass von ihm verlangt worden sei, sich nur noch auf der anderen Seite der Elbe aufzuhalten“. Ein anderer Müngersdorfer aus der Linnicher Straße, ebenfalls schon alt und nicht mehr arbeitsfähig, war mit der gleichen Auflage entlassen worden.

Wieder in Köln

Die Familie Verbeeck erhielt nach dem Krieg regelmäßig Esspakete aus New York, wohin sich Tillys Vater Herrmann, wie schon ausführlich erwähnt, mit seiner Frau und mehreren seiner Brüder und Kinder rechtzeitig hatte retten können. Das hat auch die erste große Not der drei in Köln Verbliebenen etwas gelindert, was aber auch wieder nur ein kleiner Trost sein kann, denn die Familien



Weinberg und Verbeek wurden voneinander getrennt und in alle Winde verstreut.

Verständlicherweise ist es Herbert Lutterbach auch wichtig zu sagen, dass der in Amerika lebende jüngste Bruder Tillys, Ewald, bis zu deren Tod 1977 die deutschsprachige jüdisch-amerikanische Wochenzeitung „Aufbau“ sammelte, um sie ihr mit der Post zuzuschicken. „Sie hat die immer studiert und da natürlich auch Menschen entdeckt, die sie kannte oder von denen sie wusste, zum Beispiel in den Todesanzeigen.“

An anderer Stelle wird Lutterbach noch präziser: „Der ‚Aufbau‘ hatte für die jüdische Welt in Amerika die Funktion, die hier in Deutschland mit dem DRK-Suchdienst, den man aus dem Radio kannte, vergleichbar ist.“ Diese und andere Gegebenheiten haben sich dem Enkelsohn offenbar tief ins Gedächtnis eingegraben.

Es gibt noch eine weitere Verbindung zu dem Jüngsten der Weinbergs in Amerika; auch sie ist sicher nicht nur unserem Informanten wichtig: „Weil ich einmal im Schreibschwung bin: Ein Sohn meines Großonkels Ewald Weinberg ist Harold Weinberg. Er ist verheiratet mit Ann Kirschner, der Autorin eines sehr lesenswerten Buches, das in der deutschen Übersetzung ‚Salas Geheimnis‘ heißt. Hierin erzählt sie die Geschichte ihrer jüdischen Mutter während des dritten Reiches.“ Das Erlebte und tief sitzende Ängste treiben die Menschen bis heute um.

Rassisch-Verfolgten-Status aberkannt

Anna Verbeek, verheiratete Lutterbach, hat 1950 ihren Mann in Köln geheiratet und ist 1993 mit 71 Jahren gestorben. Zu ihr bleibt noch zu sagen, dass sie wegen der durch die Verfolgung erlittenen gesundheitlichen

Schäden zunächst eine Rente in Höhe von fünfzig Mark erhielt, eine Summe, die damals jeder, auch Anna Lutterbach, wie sie jetzt hieß, gut hätte gebrauchen können. Anfang der 1960er-Jahre wollte man von Amts wegen prüfen, ob die Gründe für diese besondere Art der Wiedergutmachung noch vorlagen. Hierzu musste Anna Lutterbach sich für fünf Tage ins Krankenhaus in Solingen begeben. Sie hat diesen Aufenthalt aber nach zwei Tagen wegen der damals noch schmerzhaften Untersuchungsmethoden abgebrochen mit der Folge, dass das Versorgungsamt ihr den Rentenanspruch aberkannte und die Zahlungen einstellte.

Herbert Lutterbach scheint diese Entscheidung nicht verstehen zu können; er erklärt, dass seine Mutter wohl weniger körperlich, durchaus aber seelisch krank war und merkt dazu an: „Heute würde man das eher unter PTSD subsumieren.“ Gemeint ist damit eine schwere posttraumatische Belastungsstörung, und im Fall der Patientin Lutterbach hat es an seelischem Druck und an Mühsal wirklich nicht gefehlt. Das aber konnte oder wollte man auch fast fünfundzwanzig Jahre nach dem Krieg nicht anerkennen.

Und schließlich, beschäftigt mit diesen Fragen, kommt der Sohn zu der besorgten Feststellung: „Zu bedenken ist, dass meine Mutter ihre gesamte Jugend im Alter von zwölf bis vierundzwanzig Jahren als Halbjüdin diskreditiert war, spätestens aber seit den Nürnberger Rassengesetzen von 1935, also ab einem Zeitpunkt, zu dem sie vierzehn Jahre alt war.“ –

Was Rentenangelegenheiten betrifft, hatte seine Großmutter Tilly etwas mehr Glück. Sie hat bis zu ihrem Lebensende besagte Entschädigung ungefähr in der Größenordnung ihrer Witwenrente erhalten.



7 Max Joski: „Gemeinschaftslager Köln-Müngersdorf Fort V. Baracke II/1“

Auf die Lebensgeschichte von Max Joski, der aus Berlin und über Umwege nach Köln gekommen war, hier seinen familiären und geschäftlichen Mittelpunkt hatte und sich im Oktober 1944 im Deportationslager Müngersdorf einfinden musste, weil er Jude war, sind wir von dem Kölner Heimatforscher Werner Müller hingewiesen worden. Durch ihn haben wir erste wichtige Informationen erhalten und sind mit dem Enkelsohn Max Joskis in Verbindung gekommen. Mit diesem wiederum, Werner Joski, hatten wir ein ausführliches Gespräch in seinem Haus in einem Brühler Vorort. Werner Joski hat intensiv über das Leben und auch das Sterben seines Großvaters geforscht und ist im Besitz vieler Dokumente über diesen wie auch der Familie.

Jetzt schon sei gesagt, dass die verzweigte Verwandtschaft der Joskis verstreut in der Welt lebt: in Israel, Nord- und Südamerika, Australien. Die deutsche Linie hat schwer unter dem Unrecht der Nationalsozialisten gelitten, kaum einer aber hat darüber zu sprechen vermocht.

Kindheit und Familie

Max Joski war das fünfte Kind seiner in Berlin lebenden jüdischen Eltern. Dort kam er am 30. August 1877 auf die Welt und musste von seiner Mutter Therese, geborene Altenberg, wie auch die Geschwister allein erzogen werden, da der Vater schon ein Jahr nach seiner Geburt einen tödlichen Jagdunfall erlitten hatte. Das Leben der Hinterblie-

benen hat sich dann auch insofern noch entscheidend geändert, als Therese Joski aus nicht ganz geklärten Gründen zu einem erheblichen Geldvermögen gekommen war. Möglicherweise hing dies mit der Todesursache ihres Mannes zusammen.

Ohne Vater aufgewachsen, erklärt sich vielleicht, dass das Kind „wegen allerlei Jungenstreichen“, so der Enkelsohn aus Brühl, „mehrere Male die Schule wechseln musste“. Und weiter noch: „Max war in jungen Jahren für jeden Streich und Jux zu haben. Auch später war er noch ein Scherzbold.“ Das ging soweit, dass die Mutter ihn schließlich auf ein Internat nach Seesen im Harz schickte. Als unser Informant Werner Joski in den achtziger Jahren dort einmal vorgespochen hat, stellte sich heraus, dass er als Schüler auch hier gemäßregelt wurde. Gesichert ist ferner, dass der Heranwachsende später noch am Realgymnasium in Berlin war, nicht aber, ob er dort auch die Abiturprüfung abgelegt hat.

An dieser Stelle ist ein weiterer Blick in die beachtenswerte, wenn auch keineswegs lückenlose Familienchronik erforderlich. Nachforschungen ergaben, dass namhafte Vorfahren der Joskis von der Warthe, dem heutigen Polen, stammten. Etwa 1750 heiratete ein Joachim Joske die Karoline Tietz, und circa 1815 Salomon Tietz die Keile Joske. Diese beiden waren die Großeltern von Leonhard Tietz, des Begründers der heutigen Kaufhofkette, und der wiederum ein Großonkel von Max Joski. Als konfessionelle Min-

FOTO- UND DOKUMENTEQUELLEN: SAMMLUNG JOSKI



Max Joski



Max Joski und seine Frau Alma



Max Joski (links) mit Willi Ostermann auf der Pferderennbahn in Köln-Weidenpesch





derheit war man nah zusammengerückt. So kann es nicht verwundern, dass Max Joski später im Umfeld der Tietz´ aufgetaucht ist: in Wuppertal und auf Kölns Hohe Straße.

Mutter Therese und Ehefrau Alma

In den Jahren 1896-1898 hat Max Joski in Gardelegen nahe Wolfsburg bei den Ulanen, noch mit Lanzen kämpfend, den Wehrdienst abgeleistet. Es wird die Zeit gewesen sein, in der er auf einem Heimaturlaub in Berlin seine Frau Alma, geborene Schmacke, kennenlernte, die, genau weiß das unser Informant nicht, wohl als Dienstmädchen bei der Familie war. Das macht jedenfalls verständlich, dass Alma ihre Schwiegermutter auch später noch mit „gnädige Frau“ anredete. Sein Enkelsohn merkt im Gespräch dazu an: „Es muss sich um eine große Liebe gehandelt haben, denn er vergab durch seine Heirat mit Alma eine Menge Geld.“ Mit anderen Worten, wegen der von Therese Joski offenbar als nicht standesgemäß empfundenen Liebesbeziehung hat sie ihren Sohn Max enterbt.

Damit hatte der Mutter-Sohn-Konflikt längst nicht sein Bewenden. Die Hochzeit konnte erst 1912 in Köln stattfinden, weil Max bis diesem Zeitpunkt auf Betreiben seiner Mutter als geschäftsunfähig erklärt worden war. Gleichwohl hatte Therese Joski ihren Jüngsten unterschätzt. Schon in Köln lebend, hat er sich mit einem Nachbarn zusammengetan und dessen Fensterscheiben eingeschlagen; zuvor hatte er die Kostenübernahme zugesichert und eine Strafanzeige verabredet. Auf diese Weise erreichte Joski dann eine gerichtliche Untersuchung, die offenbar ganz zu seinen Gunsten ausfiel.

Davon, dass es trotz ungünstiger Vorzeichen eine gute Ehe war, zeugen immerhin

vier Kinder: die einzige Tochter Ellen, schon 1902 unehelich in Haan im Rheinland geboren, ebenso 1905 der älteste Sohn Wolfgang bei Königsberg sowie 1907 und 1908 die Söhne Werner und Kurt in Köln. In Haan und Königsberg hatte es Verwandte gegeben, zu denen die Schwiegermutter die schwangere Alma schickte, um so die Unehelichkeit der Kinder zu verschleiern.

Mutter und Sohn haben sich später einander wieder angenähert, von einer Aussöhnung kann aber kaum die Rede sein. Therese Joski war zum Beispiel noch einmal zu Besuch in Köln; hier hat sie im Hotel Excelsior gewohnt und sich mit Max getroffen, ihre Schwiegertochter Alma und die Enkelkinder jedoch gemieden. Danach ist sie nach Paris zu einem ihrer anderen Söhne, dem Rechtsanwalt Dr. Siegfried Joski, weitergereist.

Kaufmann, Soldat, Fotograf

Nach Schule und Wehrdienst hat sich der etwa Einundzwanzigjährige kaufmännisch betätigt. Gehandelt hat er mit Möbelplüsch, doch besonders gut scheinen die Geschäfte nicht gelaufen zu sein. Wie einst in wohlhabenden Kreisen üblich, hatte Max Joski keine entsprechende Lehre gemacht. Viel mehr konnte unser Brühler Informant dazu bisher nicht in Erfahrung bringen, ebenso wenig zu den Umständen, unter denen sich Joski ab 1912, gerade erst in Köln, als selbstständiger Fotograf betätigen konnte. Es war auch das Jahr, in dem Max und Alma Joski, in Klettenberg, Gottesweg 173 wohnend, geheiratet haben.

Überdies ist nicht bekannt, wie die Veränderung vom Kaufmann zum Fotografen möglich war. Der Mann war wohl ein befähigter Autodidakt, der nach seinem Berufswechsel auch schon bald unter den Adressen Lotharstraße 18 sowie Hohe Straße 39





Max Joski, dem Leben zugewandt, hier auf dem Motorrad mit Freunden



Ehefrau Alma und Max Joski als Soldat

firmierte. Letztere war die Anschrift der seinerzeit sehr renommierten Ladenpassage Königin-Augusta-Halle an der Hohe Straße.

Seinen Fotografenberuf konnte Max Joski zunächst wiederum nur bis Oktober 1915 ausüben. Ab der Zeit diente er im Ersten Weltkrieg, und zwar zunächst über ein Jahr lang als Infanterist im Stellungskampf in Flandern. Dabei wurde er offenbar schwer verletzt und erhielt längere Zeit Genesungsurlaub nach Köln. Anschließend war Joski bei weiteren Einheiten, unter anderem in Brüssel und schließlich 1917 bei einer Luftschifferabteilung in Düsseldorf. Beim Militär wollte oder konnte er offenbar über einen Mannschaftsdienstgrad nicht hinauskommen, immerhin wird seine Führung stets als „gut“ und sogar „sehr gut“ beurteilt; unter „Strafen“ findet sich kein Eintrag. Der Mann hatte seine Mitte gefunden.

Wegen der Teilnahme am Ersten Weltkrieg, durch den Übertritt zur Neuapostolischen Kirche im Oktober 1919 wie auch wegen seiner dem christlichen Glauben angehörenden Frau blieb Joski wohl von einer frühen Deportation ausgenommen.

Nach dem Ersten Weltkrieg

Nach dem Ersten Weltkrieg nahm der nun Einundvierzigjährige seine Tätigkeit im Atelier Hohe Straße wieder auf. Er fertigte Porträtaufnahmen, arbeitete für die Industrie, als Sportfotograf auf der Pferderennbahn, ferner in der Rheinlandhalle in Ehrenfeld sowie bei karnevalistischen Veranstaltungen. Im öffentlichen Leben der rheinischen Metropole war Max Joski eine bekannte Persönlichkeit. Davon zeugt auch ein Foto, das ihn mit Hut und Zigarre bei einem Rennen in Weidenpesch in angeregtem Gespräch mit Willi Ostermann zeigt; die Aufnahme ist im Karnevalsmuseum am Maarweg ausgestellt. Der berühmte Komponist, Texter und Sänger zählte zu den Bekannten des Fotografen.⁵² In dieser Zeit war Joski offenbar gut gestellt und wie immer schon von froher, heiterer Wesensart. Auf einer weiteren Aufnahme ist er mit einem Motorrad zu sehen, auf dem Beifahrersitz die Tochter Ellen. Überdies zeigten seine inzwischen erwachsenen Kinder Wolfgang, Werner und Kurt, dem väterlichen Vorbild folgend, eine Neigung zur Fotografie, die die Söhne eben-



falls zum Beruf machten. Die Tochter Ellen dagegen hat einen Fotografen geheiratet.

Willkür lokaler Instanzen

Mit dem gewaltsamen Vorgehen gegen jüdische Geschäftsleute, Rechtsanwälte und Banken Anfang 1933 setzte die Willkür der Ämter, der Polizei und der SA gegenüber den Juden ein, der Max Joski als selbstständiger Fotograf in besonderem Maße ausgesetzt war. Vor allem durfte er aufgrund der Sanktionen gegen die Juden keine Sportanlagen mehr betreten, was für ihn als Geschäftsmann das berufliche Ende bedeutete.

So war es in der Ehrenfelder Rheinlandhalle und in Weidenpesch zu Anfeindungen durch „arische“ Kollegen bis hin zu Handgreiflichkeiten gekommen; deshalb musste er sich aus diesem ihm wichtigen Geschäftsbereich zurückziehen. Es kam schließlich soweit, dass Joski 1934 vom Verband der Rennbahnvereine der Besuch aller sportlichen Veranstaltungen untersagt wurde, eine Maßnahme, der bald das generelle Berufsverbot folgte; überdies wurden ihm die fotografischen Apparate und Geräte abgenommen. Möglicherweise hat er sich, unter welchen Umständen auch immer, gelegentlich doch noch als Fotograf betätigen können.

Nun ohne Einkommen, unterstützten die Kinder den Vater. Der erhielt außerdem Zuwendungen von der jüdischen Gemeinde. Im Pogromjahr 1938 musste das Geschäft endgültig aufgelöst werden, aber auch danach arbeitete Joski gelegentlich noch bei Foto-Belling in Bonn.

In dieser Zeit, 1937, besuchte ihn einmal seine Schwester Selma, die auf dem Weg nach London war, um ihre nach dort emigrierten Kinder zu besuchen. Selma wurde in diesen Tagen siebzig Jahre alt. Schon 1941

wurden Max Joski und seine Frau Alma in Greven's Adressbuch als wohnhaft in der Luxemburger Straße 5 geführt. Dabei handelte es sich um eines der Ghettohäuser für Juden, in das sie zwangsweise hatten einziehen müssen.

Lager Müngersdorf und Deportation

Weil die Männer Soldaten sein mussten, fehlten gegen Ende des Krieges überall Arbeitskräfte. Gleichzeitig hörten die Nationalsozialisten nicht auf, alles Jüdische zu bekämpfen. So gingen sie im Herbst 1944 dazu über, die noch in sogenannten „Mischehen“ Lebenden und deren Kinder ohne Rücksicht auf Geschlecht, Alter oder Krankheit mit dem Ziel der Zwangsarbeit zu ghettoisieren; und wie das Beispiel Joski zeigt, wurden die Alten und Nichtarbeitsfähigen direkt in die Ghettos und Konzentrationslager deportiert.

Max Joski war bis dahin von den Deportationen verschont geblieben. Einem hellhörigen Mann wie ihm wird aber bewusst gewesen sein, dass ihm nun das KZ bevorstand, denn wegen seines Alters war er zu schwerer Arbeit nicht mehr in der Lage, außerdem litt er an einer Darmkrankheit.

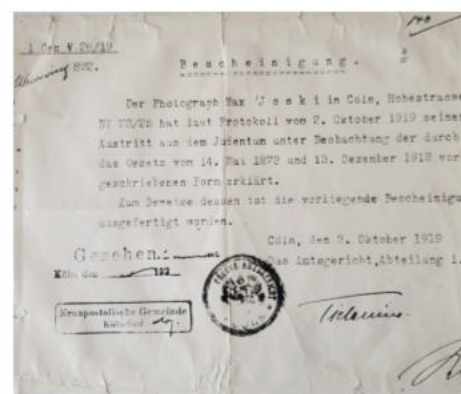
Bevor es jedoch zu seiner Einweisung ins Barackenlager Müngersdorf kam, hatte der nun Siebenundsechzigjährige Ende 1943 offenbar noch einmal ohne Erlaubnis das Ghettohaus an der Luxemburger Straße verlassen und bei seinem Sohn Werner in Köln-Kalk, Lilienthalstraße 10, Unterschlupf gefunden. Dieser und die anderen Söhne hatten zudem geplant, den Vater anderswo zu verstecken, was der jedoch aus Sorge um seine Ehefrau ablehnte. Alma Joski hatte aufgrund der vielen Aufregungen einen Nervenzusammenbruch erlitten und befand sich zu der Zeit im Krankenhaus Hohenlind.



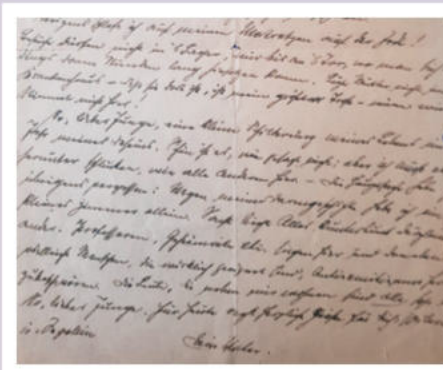
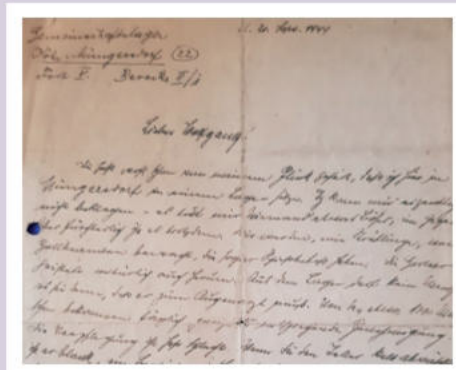
Die Familie Joski mit dem kleinen Werner Joski (u.li.), unserem Informanten, der heute in Brühl bei Köln lebt.



1919 konvertiert zur Neuapostolischen Kirche



Bescheinigung



Brief Max Joskis aus dem Barackenlager Müngersdorf an seinen Sohn Wolfgang (S. 67)

Auf welchen Wegen auch immer, die polizeiliche Anordnung erreichte den Unterge-tauchten. Er wurde aufgefordert, sich im „Gemeinschaftslager Eichhorn“, einer seinerzeit gebräuchlichen Adresse für das Fort und die Baracken, in Müngersdorf einzufinden; Wäsche, Bettzeug, Essen, Kochgeschirr und Reinigungsmittel seien mitzubringen. So erneut unter Druck gesetzt und aus Sorge um seine Frau, war Max Joski dieser Aufforderung am 18. September 1944 gefolgt.

Brief an den Sohn Wolfgang

Max Joski hinterlässt uns einen seltenen Beleg für die erniedrigenden Zustände im Müngersdorfer Barackenlager zu dieser Zeit. Sein Brief ist bis in die Rechtschreibung („Mir ist Alles egal ...“) Ausdruck von Mutlosigkeit und Verzweiflung. Gleichwohl bringt er noch die Kraft auf, der Familie dieses schriftliche Lebenszeichen zu geben.

Insbesondere aus den Monaten September und Oktober 1944 ist eine Quelle von ähnlicher Eindringlichkeit und Genauigkeit kaum bekannt. Durch sie erhalten wir Aus-

kunft über die persönliche Befindlichkeit, Behandlung, Unterbringung und Verpflegung der Inhaftierten, wengleich der Schreiber stets auch vorsichtig formuliert; er hat offenbar immer vor Augen, dass seine Post zensiert wird. Deshalb richtet er sich auch nicht direkt gegen seine Peiniger und benennt nicht den Grund seiner Gefangenschaft. In der Gewissheit, ins KZ verschleppt zu werden, kämpft er trotz großer seelischer Not um Haltung. Gleichzeitig fällt auf, dass er noch einen Blick für die Kinder, Frauen und Alten des Lagers übrig hat.

Aspekte des Briefes

- Es bestätigt sich, dass die Lagerinsassen zuletzt von bewaffneten Zollbeamten bewacht wurden.
- Zu erfahren ist, dass die Verpflegung völlig unzureichend und extrem einseitig war; sie musste sogar bezahlt werden, während Rauchwaren ganz vorenthalten wurden.
- Kein Gerede ist, dass die Anwohner von Kämpchensweg und Belvederestraße bei Fliegeralarm im Fort-Bunker unter sich blie-

Wortlaut des Briefes: 53

Gemeinschaftslager Köln-Müngersdorf (22)
Fort V. Baracke II/1

d. 21. Sept. 1944

Lieber Wolfgang!

Du hast wohl schon von meinem Glück gehört, dass ich hier in Müngersdorf in einem Lager sitze. Ich kann mich eigentlich nicht beklagen – es tut mir niemand etwas Böses, im Gegenteil, aber fürchterlich ist es trotzdem. Wir werden wie Sträflinge von Zollbeamten bewacht, die sogar Schießbefehl haben. Die Gestapo geistert natürlich auch herum. Aus dem Lager darf kein Mensch, es sei denn, dass er zum Augenarzt muß. Von den etwa 1000 Menschen bekommen täglich ganze 15 entsprechende Genehmigung. Die Verpflegung ist sehr schlecht. Wenn Du den Teller kalt abspülst, ist er blank, ein Beweis, wie fett das Essen ist. Ich bin seit Anfang hier (18. Sept.), andere länger – aber bis jetzt haben wir weder Butter noch Marmelade oder Fleisch bekommen, und dabei müssen wir pro Woche 11,20 RM bezahlen, das sind 1,60 RM pro Tag. Von diesen 1,60 RM pro Tag habe ich bis heute, am 3. Tag, noch keine 70 G. zusammen zusätzlich verzehrt. Natürlich haben wir auch keine Rauchwaren, obwohl sie auf der Karte stehen, das einzige, was gut und ausreichend ist, ist Brot. Bei Alarmen dürfen wir nicht in den nebenliegenden Bunker im Fort, der sehr stark und sicher ist, sondern müssen in unseren Baracken bleiben. Mir ist es gleichgültig, da ich keine Angst habe und annehme, daß unser Lager, in dem bisher Gefangene waren, nicht beworfen wird. Aber es sind schließlich auch Frauen und Kinder hier, von denen viele sehr nervös sind.

Ja, lieber Junge, auch ich verliere jetzt völlig meine Nerven. Ertappe mich oft, auch bei Spaziergängen, daß ich vor Tränen kaum sehen kann. Mir ist Alles egal, was auch mir geschieht, ich weiß aber, dass Mutter, die selbstredend nicht weiß, wie es in Wirklichkeit hier aussieht und hiervon auch nichts erfahren darf, darunter leidet, wie ich. Und dabei ist Sie doch körperlich so herunter, obgleich es Ihr, wie ich das letzte Mal da war, etwas besser ging. Kölner Mitbürger sind nicht hier, ergo aber Mischlinge I. und II. Grades aus Bonn. Sie wurden teilweise auf der Straße verhaftet und eingesperrt, bevor sie nach hier transportiert wurden. Die Leute haben nichts bei sich, als was sie auf dem Leibe trugen, nicht einmal Geld haben alle. Sie dürfen auch nichts nachholen.

Übrigens schlafe ich gut auf meinen Matratzen auf der Erde. Besuche dürfen nicht ins Lager, nur bis ans Tor, wo man sich allerdings dann stundenlang hinsetzen kann. Läge Mutter nicht im Krankenhaus – daß sie dort ist, ist mein größter Trost – wären wir bestimmt nicht hier.

So lieber Junge, eine kleine Schilderung meines Lebens und der Tage meines Daseins. Schön ist es, wie gesagt nicht, aber ich muß es herunterschlucken, wie alle anderen hier. – Die Hauptsache habe ich übrigens vergessen: Wegen meiner Darmgeschichte habe ich ein kleines Zimmer allein. Sonst liegt alles kunterbunt durcheinander. Professoren, Geheimräte etc. liegen hier und daneben vielleicht Menschen, die wirklich geeignet sind, Antisemitismus heraufzubeschwören. Die Leute, die neben mir wohnen, sind alle sehr alt.

So lieber Junge, für heute recht herzliche Grüße für Dich, Wilma und Ingelein.

Dein Vater

ben, während die Barackenbewohner in ihren brüchigen Quartieren ausharren mussten.

- Nicht nur Personen, deren Großeltern mehrheitlich Juden waren („Volljuden“), sondern auch deren nichtjüdischen Ehepartner und eine Vielzahl sogenannter „Mischlinge“ befanden sich im Lager; sie waren die allerletzten verfügbaren Arbeitskräfte, teilweise von der Straße weg aufgegriffen und ins Lager gezwungen.
- Es erweist sich, dass auch viele Nicht-Kölner interniert waren, mit denen Max Joski – wohl zufällig – unter einem Dach hauste.
- Die Nationalsozialisten machten keine Ausnahmen: Im Lager waren Gläubige und Ungläubige, Gebildete, Bessergestellte wie auch sozial Schwache, um sie zunächst zur Arbeit zu zwingen oder sofort zu deportieren.

In Theresienstadt

Bei einem Besuch am 29. September 1944 im Barackenlager hatte Joski seinen Sohn Werner gebeten, ihm für die Nächte eine Decke zu bringen, mit der Matratze auf dem Fußboden sei es zu kalt. Als Werner am nächsten Tag wiederkam, traf er seinen Vater schon nicht mehr an. Der Transport, zu dem Max Joski gehörte, hatte Köln am 1. Oktober 1944 verlassen. Er machte einen Umweg über Würzburg und erreichte Theresienstadt am 4. oder 5. Oktober 1944.

Diese Einzelheiten hat eine Frau namens Emma Oppenheimer der Familie später kommen lassen; sie befand sich im gleichen Zug und kehrte nach der Befreiung nach Hause zurück.

Wie es Max Joski in Theresienstadt ergangen ist, konnte der Enkelsohn nicht in Erfahrung bringen. Einem „Kassa-Buch“ der Lagerverwaltung, das noch existiert, ist

jedoch zu entnehmen, das er dort am 5. Oktober 1944 registriert wurde und am 21. November 1944 gestorben ist. Näheres über die Todesumstände ist nicht bekannt. In dem Dokument ging es eigentlich nur darum, letztes, bisher nicht angegebenes Bargeld zu verbuchen. Bei Joski lautete der Eintrag auf achthundertsiebzig Kronen. Umgerechnet war es die zu der Zeit beachtliche Summe von siebenundachtzig Reichsmark.

Im Sommer 1945 hatte der Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes der Familie mitgeteilt, Max Joski lebe und befinde sich im jüdischen Krankenhaus in Berlin. Die Söhne Werner und Kurt reisten sofort dorthin; die Hoffnung war jedoch trügerisch. Bei der Person, die die Papiere des Vaters mit sich geführt und sich inzwischen abgesetzt hatte, handelte es sich um einen Fremden, vielleicht einen KZ-Aufseher, nun mit falscher Identität.

Mit Wirkung vom 4. Dezember 1950 hat das Amtsgericht Köln Max Joski für tot erklärt. Zu seiner Erinnerung wurde an der Luxemburger Straße 5, dem Ghettohaus, wo er zuletzt polizeilich registriert war, am 4. April 2015 im Beisein des Enkelsohns Werner Joski, dessen Frau Hildegard sowie weiterer Verwandter von dem Künstler Gunter Demnig ein Stolperstein verlegt. Das NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln war vertreten durch Dr. Barbara Becker-Jäckli.

Die schon erwähnte Emma Oppenheimer hatte sich im Sommer 1945 auf eine Suchanzeige hin gemeldet. Sie schilderte die gemeinsame Deportation sowie die Zeit in Theresienstadt, auch dass der Leidensgefährte seinerzeit noch geraten habe, ihren versteckten Schmuck abzugeben, um möglicher Bestrafung vorzubeugen.



Stolpersteine vor dem Haus Luxemburger Straße 5 in Köln, verlegt am 4. April 2015 im Beisein der Familie Joski



Ums Überleben gekämpft

Max Joskis Frau Alma war im Herbst 1944 im Krankenhaus, weil sie die jahrelange Nazi-Willkür und den Krieg nicht ertragen hatte. Sie hat erst später erfahren, dass ihr Mann verhaftet und deportiert worden war und dass er wohl nicht mehr lebte. Aus der Klinik in Köln-Lindenthal entlassen, musste die Seniorin, immer noch krank und voller Angst, in ein Heim. Nachdem dieses im März 1945 jedoch ausgebrannt war, kam sie noch über weitere Stationen nach Köln-Kalk in die Nähe des Sohnes Kurt. Dort hat sie das Kriegsende erlebt.

Die Tante, die Onkel und der Vater unseres Brühler Gewährsmanns Werner Joski sahen sich ebenfalls ständig bedroht und verfolgt. Werner und Kurt waren für einige Zeit beim Militär, wurden aber als „wehrunwürdig“ entlassen. Im Herbst 1944 hatten alle Geschwister auch bereits die Aufforderung, sich im Deportationslager Müngersdorf zu melden, einschließlich des damaligen Kleinkinds Werner.

Alle haben aber schwer ums Überleben gekämpft. Joskis Tochter Ellen fand früh

genug mit ihrem Mann, dem Fotografen, auf einem Bauernhof bei Hennef an der Sieg Unterschlupf, während der älteste Sohn Wolfgang zum „Arbeitsdienst“ in Grenznähe zu den Niederlanden musste. Von dort konnte er aber entkommen und versteckte sich bis Kriegsende in Düsseldorf in einem Keller. Sein Bruder Werner indes als ausgebildeter Soldat musste zuletzt noch, weil reguläres Militär fehlte, Männer des „Volkssturms“ zum „Dienst an der Waffe“ ausbilden. Auch er ist geflohen und konnte ab und zu bei einer verwandten Familie in Freudenberg im Siegerland unterkommen. Der Jüngste der Geschwister, Kurt, hatte bei der Firma Madaus gearbeitet. Der Einbestellung ins Lager hatte er sich entzogen.

Nach dem Krieg war Kurt wieder Fotograf, die Fortführung eines Fotogeschäfts, das er sich schon aufgebaut hatte, wurde ihm jedoch von der Innung mit der Begründung untersagt, er hätte keine Meisterprüfung. Der Mann sah sich wieder vor dem Nichts und fühlte sich erneut verfolgt. Der Schicksalsschlag hat ihn in den Suizid getrieben.



8 Georg Cohen: „Onkel Schorsch, der im Lager verreckt ist“

Weil es zu Georg Cohens Leben und zu seinem Sterben nur wenige Anhaltspunkte gibt, werden die folgenden Ausführungen entsprechend lückenhaft sein. Immerhin wissen wir, dass der seinerzeit einundachtzigjährige Katholik, der jüdische Eltern und Großeltern hatte, im Müngersdorfer Lager war und dort umgekommen ist. Von ihm haben wir durch den Großneffen Justus Cohen aus Mülheim an der Ruhr erfahren, der seinen Verwandten selbst nicht gekannt hat, dem es aber wichtig ist, die Erinnerung an ihn und auch die verästelte, in Köln verwurzelte „Mischpoke“ wachzuhalten.

Unser Informant hat sein Wissen überwiegend von seinem Vater Erich Cohen, manches hat er auch selbst erforscht und uns nach und nach mitgeteilt. So ist es möglich gewesen, einige amtliche Dokumente aus preußischer Zeit einzusehen und auszuwerten. Damit waren wir auch in der Lage, uns über die Verwaltung des jüdischen Friedhofs in Köln-Bocklemünd die Sterberkunde Georg Cohens von 1944 zu besorgen.

Noch ein Wort dazu, wie wir unseren Gewährsmann kennengelernt haben. Dieser hat sich schon 2015 an den Bürgerverein Müngersdorf gewandt in der Hoffnung, Auskunft über seinen „Onkel Schorsch“, wie er seinen Verwandten nennt, zu erhalten. Recht schnell hat sich ein freundschaftlicher Austausch ergeben, der dazu führte, dass

Justus Cohen mit seiner Gattin am 15. März 2020 zur inoffiziellen Eröffnung des Gedenkorts am Walter-Binder-Weg gekommen ist. – Außerdem sei gesagt, dass die jüdische Geschichte dieses Cohen-Zweigs bis weit ins achtzehnte Jahrhundert zurückgeht, unser Informant nun aber, wie auch sein Vater Erich schon, evangelischer Pfarrer ist.

„Pfarrschule St. Maria in der Kupfergasse“

Zum Lebenslauf Georg Cohens liegen uns ein Schulzeugnis, Heiratsurkunden und noch einige andere behördliche Papiere vor. Beginnen wir mit der Kindheit.

Der Geburtsurkunde, eine Abschrift vom 28. November 1913, ist zu entnehmen, dass Benni Heinrich Georg, so hieß der Junge, am 6. September 1863 in Köln auf die Welt gekommen ist. Die Eltern waren der Kaufmann Simon Bernhard Cohen und Johanna Cohen, geborene Werntahl; die Mutter war offenbar Hausfrau, dem Eintrag nach „ohne Stand“. Gewohnt hat die Familie in „Köln, Filzengraben 25A“.

Das einzige erhaltene Schulzeugnis Georg Cohens wurde am 16. September 1871 ausgestellt von der „Pfarrschule von St. Maria in der Kupfergasse“. Da war der Junge in der „III. Klasse“ und somit acht Jahre alt; natürlich muss es verwundern, dass es eine christliche Bildungseinrichtung war, die die Eltern für ihr Kind gewählt hatten.





Georg Cohen, Foto des Reisepasses



... beigefügt den uns von Justus Cohen zugesandten Unterlagen zu seinem „Onkel Schorsch“





Am Zeugnis fällt auf, dass der Schüler in allen Hauptfächern wie auch in wichtigen Nebenfächern sehr gute und gute Leistungen erbracht hat. Darüber hinaus erhielt er in „Betragen“ und hinsichtlich häuslichen Fleißes ebenfalls die Bestnote. Bedenkt man gleichzeitig, dass er ungewöhnlich oft, nämlich dreiundneunzigmal wegen Krankheit gefehlt hat, dann war Georg Cohen ein Musterschüler und ungewöhnlich begabt.

Standesamtlich und katholisch verheiratet

Die Eltern des Jungen und später er selbst neigten offenbar dem Katholizismus zu. Das erwies sich bei der Schulwahl, geht aber auch Jahrzehnte später aus der standesamtlichen „Bescheinigung der Eheschließung“ vom 3. Juli 1917 hervor. Da war der immerhin über fünfzigjährige Kaufmann wohl schon länger zum katholischen Glauben übergetreten. Und anders als unser Informant annahm, war seine Frau Hedwig Helene Sophie, eine geborene Thomasius und aus Straßburg stammend, noch evangelisch; zu der Zeit war sie siebenunddreißig Jahre alt. Ihre Eltern waren der „Rentamtman“ Georg Karl Thomasius und Luise Friederike Elise; der Amtsbezeichnung des Vaters nach war es eine beruflich erfolgreiche und sozial angesehene Familie.

Bei der standesamtlichen Eheschließung jedoch blieb es nicht, denn neun Jahre danach, am 25. Juli 1926, heirateten Georg und Hedwig „in der Kapelle d. Krankenanstalt Lindenburg“ auch noch kirchlich; es fragt sich, warum so spät und in der Klinik. Vielleicht war es Georgs Wunsch, vielleicht gedachte man, angesichts einer akuten Erkrankung einer christlichen Pflicht zu genügen. Um katholisch heiraten zu können, hatte Hedwig zuvor konvertieren müssen.

Außerdem wurden den Eheleuten zu unterschiedlichen Zeiten Reisedokumente ausgestellt, die wir zum Teil einsehen konnten. Das Passbild von 1918 zeigt Hedwig als freundlich blickende, gut aussehende junge Frau.

Die Unsicherheiten um Georgs Frau sind auch für Justus Cohen Grund zu fragen: „Was ist aus Hedwig geworden?“ Immerhin ist inzwischen bekannt, dass sie mit im Deportationslager Müngersdorf war, dieses jedoch und den Krieg überlebte.

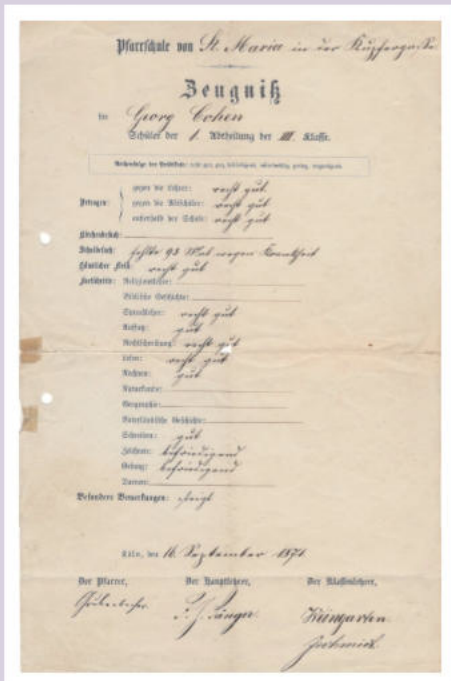
Über neu geknüpft verwandtschaftliche Verbindungen ist Justus Cohen erst vor Kurzem in den Besitz einer „Eidesstattlichen Versicherung“ gekommen, die Hedwig Cohen offenbar im damaligen Bürgermeisteramt Weiden abgeben musste. Zu entnehmen ist, dass Georgs Frau, in einer „Mischehe“ lebend, auf polizeiliche Veranlassung hin mit ihm im Lager Müngersdorf war. Die Behörde unterstellte ihr offenbar, dass sie ihrem Mann von sich aus dorthin gefolgt sei, und zwar in der Absicht, ihr den Status der politisch Verfolgten abzuerkennen.

Ferner ist dem Schriftstück zu entnehmen, dass Hedwig Cohen bis zur Einweisung ins Lager mit ihrem Mann im heutigen Köln-Weiden in der Schulstraße 42 lebte. Unter welchen Umständen sie wieder in Freiheit kommen konnte, ist bis jetzt nicht bekannt. Justus Cohen weiß nur noch kurz zu berichten, dass seine Großtante ehrenamtlich in der Armenfürsorge tätig war und am 11. August 1950 in Köln gestorben ist.

Vorfahren und Angehörige

Georg Cohens Vater war Simon Bernhard Cohen, von Beruf Kaufmann und „ein wasch-





Ein Zeugnis des achtjährigen Georg Cohen



Wohin wohl sollte die Reise gehen?



Mit diversen Fehlern behaftete Sterbeurkunde von 1944



echter Kölner“, wie der Urgroßneffe betont. Charakteristisch für ihn waren Lebensweisheiten und Sprüche wie dieser: „Eine Janz es e nett Vöjelche. För ene allein es et e beßche vill. Ävver för zwei es et ze weni.“ Simon Bernhard Cohens Frau Johanna, geborene Werntahl, war wie üblich in dieser Zeit ohne „Stand“.

Am Marienplatz 26 besaß Simon Bernhard Cohen eine „Agentur für Manufakturwaren“, die sein Sohn Georg Anfang des vergangenen Jahrhunderts übernommen hat. Diese Information und den folgenden humorigen Kommentar haben wir noch spät aus Mülheim an der Ruhr erhalten: „In der Familie Thomasius hat man die Tätigkeit von Georg nach mündlicher Überlieferung von Sabine Thomasius“, einer Verwandten, die unser Informant zwischenzeitlich kennengelernt hatte, „mit einem Lächeln genannt. Es handelte sich um Dessous für die Weiblichkeit. In der Zeit, in der Fotos von pummeligen Damen in Unterwäsche unter der Ladentheke weitergegeben wurden, Anlass zu einschlägigen Anmerkungen.“

Von Erich Cohen, dem Neffen von Georg und Vater unseres Informanten Justus Cohen, ist schon bekannt, dass er evangelischer Theologe war. Er wurde 1922 in Köln am Brüsseler Platz 16 geboren, und zwar in dem einzigen Haus aus der Vorkriegszeit, das dort noch existiert. Aufgewachsen ist er in Köln-Mülheim in der Buchheimer Straße 58 und der Bergisch-Gladbacher-Straße 37. Damit ist die kölsche Herkunft unverkennbar. Erich Cohen hat die Verfolgung durch die Nationalsozialisten mit Glück überlebt, weil er sich irgendwo in Ostpreußen verstecken konnte. Einmal jedoch hat ihn ein mit Uniform und Abzeichen dekoriertes Partei-

mitglied, ein „Goldfasan“, verabschiedet mit den Worten: „Cohen, wir wissen, was sie für einer sind!“, und ließ ihn ziehen.“ Von dieser und auch von einer weiteren Begebenheit, die sein Vater erlebte, berichtet uns der Sohn Justus: „Schon zuvor hatte sein Lehrer, ein strammer Nationalsozialist, die Hand über ihn gehalten, sodass er Abitur machen konnte. Das kam erst aus den Akten heraus. Manchmal blitzt wohl doch inmitten des Irrsinns auf, dass der Mensch einfach Mensch ist und sein darf.“

Justus Cohen, unser Gewährsmann, weiß auch noch unbestimmt von einer weiteren, ebenfalls in Müngersdorf ermordeten Großtante. Offenbar gibt es dazu nur den einen schriftlichen Hinweis von seinem Vater Erich. Es geht um dessen Tante, eine Schwester von Georg: „Da war noch die unverheiratet gebliebene ‚Tante Hedi‘. Sie hat in der Nähe ihres Bruders in der Geibelstraße 6a gewohnt. Sie lebte bei ihrer Mutter und versorgte bis zu ihrem Tod ‚Tante Hannchen‘. Diese Hedwig Cohen wurde 1922 meine Patin. Im Zuge der Deportationen jüdischer Bürger in Köln hat sich ihre Spur 1942 verloren. Ich erinnere mich, dass meine Mutter einmal gesagt hat, sie hätte sie noch im Lager in Müngersdorf besucht.“

Das ergibt einen Sinn. Da „Tante Hedi“ als Jüdin im Sinne der rassistisch-antisemitischen Ideologie nicht „privilegiert“ war, wird sie zu den schon früh Deportierten gehört haben. – Dass schon vor Georg eine Schwester das Lager Müngersdorf erleiden musste wiegt schwer. In den Datenbanken des NS-Dokumentationszentrums der Stadt Köln, wie uns von dort mitgeteilt wurde, finden sich leider keine Hinweise, dass Hedwig Cohen 1942 aus Köln deportiert wurde oder hier verstorben ist.

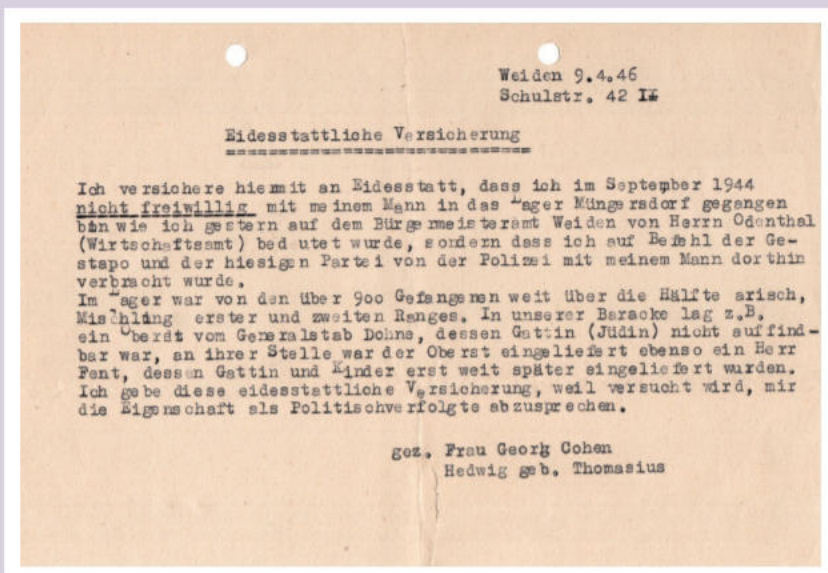




Ehefrau Hedwig, aus Straßburg stammend und Tochter des Rentammannes Thomasius



Bei der standesamtlichen Ehe blieb es nicht: Neun Jahre später heirateten Georg und Hedwig Cohen noch nach katholischem Ritus.



Ressentiments und Benachteiligung auch nach 1945 ...!



Versuch eines Porträts

Unter anderem der Kosename „Benni“ könnte dafür sprechen, dass der Junge ein Wunschkind war. Von seinen Eltern geliebt und in gesicherten Verhältnissen lebend, hat er als Schüler und im Beruf die in ihn gesetzten Erwartungen erfüllt. Er trat, als es an der Zeit war, in die Fußstapfen des Vaters und der Vorfahren und wurde ein ehrbarer Kaufmann. Aus Altersgründen hat er im Ersten Weltkrieg wohl nicht Soldat sein müssen. Auch darüber hinaus ist über seine mittleren Lebensjahre nichts bekannt, nur soviel, dass er erst spät geheiratet hat.

Es muss angenommen werden, dass Georg Cohen als Kaufmann schon früh den Rassenwahn der Nationalsozialisten zu spüren bekam: Es ist kaum denkbar, dass er nicht unter dem Boykott jüdischer Geschäfte im Jahr 1933 zu leiden gehabt hätte.

Wahrscheinlich folgten der erzwungenen Geschäftsaufgabe weitere gesellschaftliche Ausgrenzung, die materielle Ausplünderung, am Ende gar die Internierung und der Tod. Unklar ist zudem, unter welchen Umständen der alte Mann zuletzt in Weiden, damals außerhalb Kölns, gewohnt hat. Gleichwohl hat ihn unter dieser Adresse die Aufforderung erreicht, sich im Lager Müngersdorf einzufinden, wo er auf erbärmliche Weise umgekommen ist, ein Mensch, der nie jemandem geschadet hat, im Gegenteil ein Gewinn war für seine Familie und die Gesellschaft.

Grabstätte Nr. 737

Georg Cohen ist auf dem alten jüdischen Friedhof in Köln-Deckstein begraben; den kann man nach Anmeldung besuchen. Da Ende des Jahres 1944 in Köln so gut wie

keine Juden mehr lebten, ist er einer von jenen, die dort zuallerletzt bestattet wurden; seine Grabstätte mit der Nummer 737 ist überwuchert und ohne Gedenkstein. Wer auch immer, jemand hat sich trotz der Unruhen des zu Ende gehenden Krieges die Mühe gemacht, ihm hier das Grab zu schaufeln. Laut der standesamtlichen Sterbeurkunde war die Todesursache Angina Pectoris, bei einem so Hochbetagten nicht ungewöhnlich. In der Verwandtschaft scheint man allerdings mehr zu wissen. Dort ist man sich sicher, dass Georg Cohen sich in seiner Verzweiflung das Leben genommen hat.

Zum Tode seines Großonkels und dessen Begräbnisorts schreibt uns noch einmal der evangelische Geistliche aus Mülheim an der Ruhr, der Großneffe Justus Cohen. Weitblickend spricht er von „Onkel Georg“ und anderen seiner jüdischen Vorfahren, die in Köln Spuren hinterlassen haben: „Für mich ist es immerhin beruhigend, dass er auf einem jüdischen Friedhof liegt. Wie es sich für einen Nachfahren des zweiten Rabbiners Simcha Benjamin Rappaport Cohen (1734-1816) – er folgte auf seinen Bruder Isaak, der früh unverheiratet starb – in Chur-Cöln gehört.“ Und in einer letzten Bemerkung heißt es noch: „Dass der Onkel Schorsch auf einem jüdischen Friedhof ruhen darf, hat ja noch einen weiteren „Clou“: Während unsere Gräber verschwinden, ist sein Grab immer noch da, und er darf im ewigen Haus (bet olam) noch etwas länger schlafen. Verschwinden sollte er. Nun hat er die überlebt, die ihm Arges angetan haben.“





9 Ingo Herbst: Fragen an den Vater

Nach dem Erscheinen unserer Broschüre von 2017 zu den Opfern des Nationalsozialismus in Köln-Müngersdorf erhielten wir die Zuschrift eines Mannes namens Ingo Herbst aus Südfrankreich mit der Bitte um Informationen zum ehemaligen Deportationslager im Grüngürtel. Gleichzeitig erfuhren wir, dass dessen väterliche Großeltern, der selbstständige Elektrikermeister Clemens und seine Frau Elisabeth Herbst, geborene Pock, seit den 1920er-Jahren mit ihren Kindern in der kleinen Müngersdorfer Straße Auf dem Hügel 24 wohnten. Die Mutter von Elisabeth Herbst hatte der jüdischen Religion angehört, sie selbst galt den Nationalsozialisten somit als „Mischling“. Einer der Söhne, Walter Herbst, heiratete seine Frau Hannelore, eine geborene Schmekel; sie zogen 1949 nach Braunsfeld zum Monchsauer Platz und im Jahr 1953 schließlich nach Rösrath-Kleineichen, wo die vier Kinder auf die Volksschule gingen.

Deren seit 1933 geschiedene Großmutter mütterlicherseits war Mareta Schmekel, mit Mädchennamen Heukeshoven; sie wohnte ebenfalls in Müngersdorf, und zwar in der kleinen Stichstraße Am Serviesberg. Sie hatte den Nachnamen ihres früheren Ehemannes Karl Schmekel beibehalten. Auch dieser, der zweite Großvater von Ingo Herbst also, gehörte dem Judentum an, von dem noch bekannt ist, dass er zur fraglichen Zeit in Bad Honnef wohnte und Besitzer der Parfümerie Schlüssel auf der Schildergasse war. Der Enkelsohn Ingo Herbst lässt uns spät noch folgendes, ihm wichtige Detail wissen:

„Maretas Mann, der Schmekel, hasste die Nazis, deshalb ließen sie sich wahrscheinlich scheiden, als meine Mutter fünf Jahre alt war.“ Zu Karl Schmekel, der unter unbekannt Umständen überleben konnte, gibt es später noch einen Hinweis.

Das Verwandtschaftsverhältnis ist trotz der frühen Ehescheidung für den weiteren Verlauf der Darlegungen von Bedeutung, weil die Mutter unseres Gewährsmanns, Hannelore Herbst, geborene Schmekel, den jüdischen Vater hatte und sie selbst demnach „Halbjüdin“ war. Wie sich zeigen wird, sind ihre Geschichte und Erlebnisse während des Dritten Reichs aber ganz andere, als zu erwarten gewesen wäre.

Nähe der Eltern zum Faschismus

Die Familie zog 1960 nach Frankreich, wo der privat und beruflich engagierte Walter Herbst Geschäftsführer einer Kölner Firma wurde; die vier Kinder haben in Paris die Schule besucht und dort das Abitur gemacht. Eines von ihnen war Ingo Herbst; er gründete später mit seiner französischen Frau einen landwirtschaftlichen Betrieb im Süden des Landes, den sie bis heute besitzen. Die Familie ist wie schon der Vater beziehungsweise Großvater ebenfalls ambitioniert: Produziert wird ein hochwertiger Ziegenkäse.

Der nun fast Siebzigjährige wünscht sich vor allem mehr Aufklärung über seinen vor einiger Zeit verstorbenen Vater. Der hatte trotz der jüdischen Vorfahren immer wieder betont, wie sehr er an seinen politischen

FOTO- UND DOKUMENTEQUELLEN: SAMMLUNG HERBST



Einer bürgerlichen Existenz vorgezogen: Ingo Herbst mit seinen Tieren auf dem Hof in Südfrankreich



Ziegenmilch als Ausgangsprodukt für hochwertigen Käse





Überzeugungen aus der Zeit des Nationalsozialismus immer noch festhielt. Dabei hätte er besonders auch wegen eigener Erfahrungen in der NS-Zeit allen Grund gehabt, dagegen aufzubegehren.

Über seine Erlebnisse im Dritten Reich und das, was ihm als „Vierteljuden“, dieses absurde Wort gab es damals, in all der Zeit widerfahren ist, hat Walter Herbst sich jedoch sein Leben lang ausgeschwiegen. Manchmal freilich, wenn er verärgert oder erregt war, war es aus ihm herausgebrochen. Das hat bei dem Sohn, der die rechtsgerichtete Gedankenwelt prinzipiell ablehnt, Fragen zu seinen Eltern, besonders zum Vater aufkommen lassen.

Emotionale Betroffenheit

Mit der Familie hat es seine eigene Bewandnis. Darüber haben wir mit Ingo Herbst zwei längere Gespräche geführt, aber auch seine detailreichen E-Briefe aus Frankreich sind sehr aufschlussreich. Diese geben wir im Folgenden weitgehend im Wortlaut wieder, da sie die emotionale Betroffenheit des Schreibers und seine Sicht auf die Eltern, vor allem aber den Vater gut erkennen lassen, gleichzeitig auch Einzelheiten der Familiengeschichte offenlegen. So heißt es zum Beispiel in der Zuschrift vom 1. April 2019:

„Mit dem größten Interesse habe ich Ihre Publikation über die NS-Zeit in Müngersdorf gelesen. In meiner Kindheit kam ich öfter in Ihre Gemeinde zu Besuch bei meinen Großeltern in der Wendelinstraße und Am Serbiesberg, mit welchen wir jedes Mal bis zur Belvederebrücke spazieren gingen. Meine beiden Eltern verbrachten ihre Jugend in Müngersdorf während der NS-Zeit und waren natürlich auch in der Hitlerjugend. Ich habe aber nie etwas darüber erfahren

können. Dichter Nebel herrschte über diese Zeit. Man konnte einfach keine Fragen stellen. Mein Vater ist vor Kurzem gestorben, und für mich ist es wichtig, etwas mehr über seine Vergangenheit zu erfahren.“

Um diesen ersten Briefteil und auch den folgenden besser verstehen zu können, muss man wissen, dass Walter Herbst, der Vater, sowie die Mutter Hannelore sich in ihren politischen Ansichten, auch den Kindern gegenüber, stets gegenseitig bestärkten.

Außerdem haben sie auch im Alter die Verbindung nach Köln nicht abreißen lassen. Sie kamen regelmäßig aus der Pariser Gegend ein- oder zweimal jährlich hierher, um Freunde zu besuchen. Im Jahr 2000 zog das nun im Ruhestand lebende Ehepaar zurück nach Köln-Braunsfeld, diesmal in die Christian-Gau-Straße; ab der Zeit sind sie, so lange es ging, jeden Tag ihrer Leidenschaft, dem Pferdesport, nachgegangen. – Der heutige Reitstall an der Aachener Straße nahe des ehemaligen Forts V wurde übrigens im Jahre 1938 gebaut, eine willkommene Gelegenheit für den damals dreizehn- oder vierzehnjährigen „Hitlerjungen“ Walter, erste Erfahrungen mit dem Pferdesport zu sammeln. „Mein Vater hat immer ein Pferd gehabt“, sagte dazu der Sohn Ingo bei einem Besuch. Auch alle seine Geschwister und er selbst haben das Reiten gelernt.

Mutter des Vaters „Halbjüdin“

Walter Herbst ist dieser sportlichen Passion sein Leben lang nachgegangen; gleichzeitig sind ihm jedoch wegen seiner jüdischen Wurzeln schon als Jugendlichen Demütigungen und Verletzungen zugefügt worden, die er, ohne es wahrhaben zu wollen, bis ins Alter nicht verwunden hat. Für diese





Porträt von Walter Herbst, wie er sich selbst gern gesehen und gegeben hat – aufgenommen vielleicht am Müngersdorfer Adenauerweiher

Feststellung spricht die im Folgenden wiedergegebene Textpassage:

„Ich möchte Ihnen hier erklären, was mich bewegt und möchte mit Ihnen über dieses Thema Austausch haben. Vor einigen Jahren erwähnte mein Vater den Gedenkstein des Sammellagers. Er erzählte uns, meiner Frau und meinen Kindern, wie er beim Reiten zufällig auf ihn gestoßen ist und wie sehr es ihn erschütterte. Beim Erzählen war er sehr erregt und musste weinen, denn seine Mutter wäre auch um ein Haar in dieses Lager gekommen, weil sie ‚Halbjüdin‘ war. Es gelang ihr, kurz vor der Verhaftung mit meinem Großvater aufs Land zu fliehen dank der Warnung eines Nazimannes. Danach

bat ich ihn mehrmals, mir diesen Stein zu zeigen, was er mir verweigerte.“

Bei dem Gedenkstein handelt es sich um den Findling, den die Stadt Köln 1981 am Walter-Binder-Weg, dem Ort des ehemaligen Deportationslagers im Grüngürtel, zur Erinnerung an die hier internierten Juden aufgestellt hatte; der Denkmalschutz wurde 2020 aufgehoben und an seiner Stelle der schon eingangs erwähnte Gedenkort mit der stählernen Skulptur „Wall“ von Simon Ungers geschaffen.

Unterschiedliche Lebenswelten

Es soll noch einmal gesagt werden, dass Elisabeth Herbst, Großmutter von Ingo Herbst väterlicherseits, durch das



entschlossene Handeln ihres Ehemanns Clemens Herbst vor dem Müngersdorfer Lager bewahrt geblieben ist. Angesichts der Härte und Unerbittlichkeit von Polizei und Behörden ist das keinem anderen der Unglücklichen, an deren Schicksale wir hier erinnern, gelungen. Dennoch ist Elisabeth Herbst die Todesangst bestimmt nicht erspart geblieben, eine Gewissheit, mit der auch ihr Enkelsohn heute fertigzuwerden versucht.

Dass seine Großmutter bis 1944 noch weitgehend unbehelligt geblieben war, lag wohl an dem Umstand, dass sie als „Halbjüdin“ mit dem „arischen“ Mann verheiratet war; und es ist bekannt, dass man diese Personengruppe bisher verschont hatte; nun besann man sich der jungen Frau, um sie zunächst zur Zwangsarbeit einzusetzen und dann in ein KZ zu deportieren.

Ganz anders ist es dagegen der anderen Großmutter und Mutter Ingo Herbsts ergangen. Vor allem ist diese trotz des jüdischen Vaters keinerlei Verfolgungen ausgesetzt gewesen, im Gegenteil: Mareta und Hannelore Schmekel scheinen zeitweilig zum Kreis derer gehört zu haben, die den Diktator Hitler persönlich erlebt haben. Dazu gibt es nämlich mehrere Fotos, von denen Ingo Herbst zu wissen glaubt, wie sie zustande gekommen sind:

„Auf zwei Fotos war meine Mutter fünf Jahre alt. Hitler durchfuhr ein Städtchen südlich von Köln. In dem Tumult und der Begeisterung der Zuschauer wurde sie am Kopf verletzt. Hitlers Leibarzt nähte die Wunde. Zwei weitere Bilder wurden wohl fünf Jahre später aufgenommen, und das ist ja das höchst Erstaunliche: Ihre Mutter und meine Mutter sind also weiter mit Hitler in Kontakt geblieben.“

Mehr ist darüber offenbar nicht bekannt. Mareta Schmekel hat wohl die Nähe zu Hitler und dessen willfährigen Gefolgsleuten und Anhängern gesucht, zu denen sie sich wie ihr Mann auch später noch selbst zählte. Wahrscheinlich haben diese frühen Erfahrungen in der Kindheit und Jugend dazu beigetragen, dass sich das Ehepaar in seiner unveränderten Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus lebenslang gegenseitig bestärkte. Ihre Einstellungen und Meinungen diesbezüglich haben sich offenbar auf ihr Erziehungsverhalten und damit die Entwicklung der vier Geschwister ausgewirkt. Es konnte freilich nicht ausbleiben, dass nicht wenigstens eines der Kinder gegen Vater und Mutter aufbegehrt.

Ausblendung der Realität

Unseren Informanten aber berührt vor allem die Tatsache, dass sein Vater die von SS und Wehrmacht begangenen Verbrechen nicht wahrhaben wollte und als erfunden darstellte. Insbesondere auch zu den Demütigungen und der Willkür, die seiner Mutter und ihm selbst widerfuhr, hat er niemals Stellung bezogen. Davon ist im folgenden Briefteil die Rede:

„Mitte März 2019 war ich zu Besuch bei meiner Mutter im Altersheim in Klettenberg und habe es ausgenutzt, Müngersdorf und natürlich auch den Gedenkstein, den ich dank Ihres Büchleins fand, zu besichtigen. Ich nehme an, dass meine Eltern Zeugen dieser Geschehnisse waren, haben aber nie davon gesprochen, und die Großeltern auch nicht. Deshalb möchte ich jetzt hinzufügen, was mich in dieser Geschichte am meisten beschäftigt, nämlich dass mein Vater, obwohl jüdischer Abstammung, als Jude gehetzt, diskriminiert, aus der HJ gewiesen



„Hitlerjunge“ Walter Herbst



zeigt sich in Uniform.



Walter Herbst hatte weder als Soldat noch in seinem späteren Leben Zweifel an der Richtigkeit seiner Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus.



wurde. Das bedeutete für ihn eine große Schande, denn er hatte dort eine führende Stellung. Später musste er aus dem Gymnasium direkt in den Reichsarbeitsdienst und nachher in die Wehrmacht, wo man ihm eine Offizierskarriere verbot, was ihn sehr beleidigte. Trotz alledem ist er bis zu seinem Ende ein ausgeprägter Judenhasser geblieben, ganz so als wären die Juden schuld an seinem Unglück und eben nicht die Nazis. Noch in den letzten Jahren tobte er wütend darüber, dass vor dem Rathaus das jüdische Museum gebaut wird. Es machte ihn nie nachdenklich, dass seine ganzen jüdischen Verwandten, die er gut gekannt hatte, ermordet wurden. Ich kann mir nun auch gut vorstellen, dass sein Verhältnis zu seinen Eltern, welche die Nazis verabscheuten, wegen HJ-Propaganda und dem Drill, welchem die Kinder ausgesetzt waren, sehr konfliktreich gewesen war.“

Aktive Auseinandersetzung

Diese Gegebenheiten bedenkend, heißt es am Schluss des Schreibens von Ingo Herbst:

„Mir geht es jetzt darum, etwas besser zu klären, in welchem Maß er nicht nur Opfer, sondern auch Mittäter in HJ, RAD und Wehrmacht war. Damit Sie meine Lage etwas besser verstehen können, muss ich hinzufügen, dass wir mit Eltern und Geschwistern 1960 (ich war zehn) nach Frankreich gezogen sind, wo ich noch immer lebe. Wir kamen dorthin mit dem besten Gewissen und mit unseren Lederhosen, denn Vater sagte stets: 'Die Wehrmacht hat sich immer anständig benommen!' Ich bekam also nicht dieselbe Belehrung wie meine Gleichaltrigen in Deutschland während der 60er- und 70er-Jahre. Das hole ich erst in den letzten zehn Jahren nach.“

Ingo Herbst findet zu sich selbst. Wir trafen einen nachdenklichen Mann, dem man anmerkt, dass sich das Verhältnis zu dem verstorbenen Vater klärt. Er besucht die betreffenden Orte und befasst sich mit einschlägiger Literatur. Dazu merkt er noch einmal an:

„Vor einigen Monaten las ich das Buch „Arisierung“ in Köln von Britta Bopf, und da offenbarte sich mir, was sich in Fort V abgespielt hat.“

Wie bekannt, beschreibt die Historikerin Britta Bopf die Vorgänge um die wirtschaftliche Ausplünderung der Juden in Köln in der Zeit von 1933 bis 1945. Für Ingo Herbst ist dieser Problembereich besonders von Bedeutung, weil seine Großmutter vom Serviesberg über ein Erbe ihrer Eltern verfügte; diese waren Ferdinand und Johanna Heukeshoven und unterhielten ein großes Transportunternehmen in der Kölner Friesenstraße.

In dem Zusammenhang fragt sich Ingo Herbst, ob die Verwandten „und ich selbst also auch in einem gewissen Maße Nutznießer der ‚arisierten‘ Wohnungen in diesem Viertel um die Friesenstraße war“. Es sei ferner noch einmal betont, dass Hannelore Herbst, obwohl selbst „Halbjüdin“, die politischen Ansichten ihres Mannes Walter teilte. Demgegenüber bekundet Ingos Bruder, von Beruf Künstler, inzwischen Interesse für das Thema und die politische Einstellung des Vaters. Zunächst hatte er keine richtige Meinung dazu, doch nun sind beide darüber miteinander im Gespräch. Anders ist es noch mit der eigenen Familie in Frankreich; nicht immer teilt sie die diesbezüglichen Ansichten des Ehemanns und Vaters.



Eheleute Hannelore und Walter Herbst mit zwei ihrer Kinder



Elisabeth Herbst, von den Nazis verfolgt, lebte mit ihrer Familie Auf dem Hügel in Müngersdorf.



Schicksale von Verwandten

So seltsam es scheint, es war vielleicht der von Köln-Braunsfeld aus so unheilvoll agierende Gauleiter Josef Grohé selbst, der im September 1944 die „Halbjüdin“ Elisabeth Herbst vor der drohenden Verhaftung bewahrte. Über die Hintergründe dazu vermag der Enkelsohn auch auf Nachfrage nichts weiter zu sagen, nur soviel, dass Grohé – unter anderem berüchtigt wegen seiner antisemitischen Hetzrede am 28. September 1941 in der Kölner Messe – in den Augen Walter Herbsts ein „Widerstandskämpfer aus dem Inneren“ war. Dessen ungeachtet kann als sicher gelten, dass die Eheleute, ohne gewarnt worden zu sein, im nahegelegenen Müngersdorfer Lager interniert worden wären, einem völlig ungewissen Schicksal ausgeliefert. Ingo Herbst bekräftigt noch einmal:

„Was meinen Vater betrifft, so sah der sich als Soldat an einer 'inneren Front', stationiert in Wahn, Aachen und Trier. Er war nicht direkt gefährdet wie seine Mutter, aber er war entrechtet. Als ‚Vierteljude‘ durfte er nicht ‚Offizier werden, was ihn sehr betrübte.“

Wie schon erwähnt, konnten sich Elisabeth und Clemens Herbst in der Eifel bei Freunden verstecken; früher hatten sie dort auf einem Bauernhof mit den Kindern die Ferien verbracht.

Zudem hat unser Informant herausgefunden, dass es noch einen weiteren Hinweis auf drohende Gefahr durch einen „Nazimann“ gegeben hat. Und zwar ist eine seiner Großtanten, deren Mann in der Bank von Hitlers Steigbügelhalter Kurt von Schröder beschäftigt war, von diesem selbst offenbar veranlasst worden, sich in Sicherheit zu bringen. Daraufhin versteckten sich

die Verwandten in der Nähe von Hoffnungsthal bei Rösrath, wo sie ein Ferienhäuschen besaßen. Und weiter ist zu erfahren:

„Was die jüdischen Verwandten betrifft: Mein Vater hat zwei seiner Großtanten mütterlicherseits, welche oft zu Besuch kamen, gekannt. Jessica Speyer, so der Name der einen, kam wohl Anfang der 40er-Jahre am Hügel vorbei, drückte ihn in ihre Arme und sagte ihm: ‚Wir werden uns niemals wiedersehen.‘ Die Großtante wurde nach Lodz verschleppt und starb dort. Ihre Schwester Grete wählte den Freitod. Von den anderen weiß ich kaum was, es sei denn von einer gewissen Margarete Susman, eine weltberühmte Schriftstellerin, die rechtzeitig in die Schweiz geflohen und dort 1966 gestorben ist. Ich hoffe aber noch mehr zu erfahren durch meine Cousinen und vielleicht auch über das EL-DE-Haus.“

Schließlich kommt Ingo Herbst ganz zum Schluss noch kurz zurück auf seinen jüdischen Großvater mütterlicherseits, Karl Schmekel, von dem eingangs schon einmal die Rede war. Obwohl dieser ihm eigentlich nahegestanden hätte, er ihn aber nie kennengelernt hat, gibt es zunächst nur dieses noch zu berichten:

„Was Karl Schmekel, meinen jüdischen Großvater mütterlicherseits betrifft, habe ich noch herausgefunden, dass sie auch ihn fast noch geschnappt hätten, wenn er nicht von einem Polizisten gewarnt worden wäre. Außerdem weiß ich noch, dass er während jener Zeit einen jüdischen Freund namens Gerd Leven, der ebenfalls Parfümhändler war, in seinem ‚Stockroom‘ am Hohenzollernring auf der zweiten Etage über dem Kino UFA-Palast versteckt hielt und versorg-



Mareta Schmekel sucht die Nähe zu Adolf Hitler, der hier die Tochter Hannelore inmitten seiner Entourage begrüßt.



Mehrmals sind Mareta Schmekel und ihre Tochter Hannelore gemeinsam mit Hitler auf Fotos zu sehen.



te. So wurde ihm also auch Fort V erspart. Sein Sohn soll noch am Leben sein, und ich werde versuchen, ihn zu erreichen um Näheres zu erfahren.“

Es bleibt zu sagen, dass die Verfolgung von Ingo Herbsts Großmutter Elisabeth, die Ausgrenzung und Zurücksetzung des Vaters, das Fehlen des Großvaters Karl Schmekel sowie die Verfolgung der Verwandten die Familie in der Entwicklung beeinträchtigt haben wird. Unter anderen Gegebenheiten hätte sich ihr Leben und hätten sich die Beziehungen besonders zwischen Vater und Sohn einvernehmlich und konfliktfreier gestaltet.

Verrat an Vater und Mutter?

Nachdem dieser Beitrag schon abgeschlossen war, erreichte uns eine weitere Nachricht aus Südfrankreich. Sie ist ein besonderer Beleg dafür, dass ihr Schreiber mit sich und seiner Familiengeschichte ringt. Er schildert seine innere Auseinandersetzung wieder sehr eindringlich, wie wir es keinesfalls vermöchten. Deshalb drucken wir auch dieses Schreiben im Wortlaut ab, soweit es sich auf Vater und Mutter bezieht:

„Zunächst möchte ich noch betonen, dass ich meine Eltern lieb habe, eben weil sie meine Eltern sind und mich geliebt haben. Ich war immer ihr Sorgenkind. Sie haben für mich gemacht, was sie konnten, und ich habe ihnen vieles zu verdanken. Den alten Bauernhof, auf dem ich jetzt seit fast vierzig Jahren lebe, haben sie mir verschafft. Und deshalb habe ich oft das schlechte Gefühl, sie hier an die Öffentlichkeit zu verraten. Aber es kommt wahrscheinlich dazu, weil ich niemals mit ihnen über diese Vergangenheit sprechen konnte. Ich durfte keine

Meinung äußern, sie wichen meinen Fragen aus oder wurden sogar böse. Und ich kann nicht darüber hinweg, es als eine Schande zu empfinden, von Eltern erzogen zu sein, die heimlich noch immer von Hitler schwärmten: 'Wir wenigstens hatten ein Ideal.' ... ,Das fehlt euch heute.' ... ,Was war das für eine Begeisterung.' In ihrer Bibliothek war hinter Ernst Jünger, Mein Kampf' versteckt. Sie zeigten mir entzückt Fotos, wo meine Mutter mehrmals in Begleitung mit Hitler zu sehen war. Ich wurde also schlecht erzogen, und mit diesem Verrat versuche ich, mich dieser Erziehung zu entziehen, wenn man sich so ausdrücken darf. Ich möchte einfach nicht dazugehören. Hinzu kommt noch, dass ich in einem Land wohne, in welchem es wohl keine Familie gibt, in welcher die Erinnerung an die deutsche Besatzung nicht mit Schrecken und Ekel verbunden ist.“

Die Ausführungen über die einerseits enge, gleichzeitig gestörte und verzweifelte Beziehung des Schreibers zu seinen Eltern berühren sehr, und angesichts dieser emotionalen Betroffenheit wäre ein weiterer Kommentar nicht angebracht. Deshalb befolgen wir an dieser Stelle uneingeschränkt einen Rat der Geschichtswissenschaftler: Das Gesagte spricht für sich.

Auch einen so deutlichen Hinweis wie jetzt am Schluss der Zuschrift auf sein Verhältnis zu den vom Kriegsgeschehen betroffenen Menschen in Frankreich hatten wir bisher nicht. Ingo Herbsts Anmerkungen dazu zeugen ein weiteres Mal von Einfühlungsvermögen und Verantwortungsbewusstsein.

„Weil doch nicht sein kann ...“

Es versteht sich, dass sich der fast Siebzjährige durchaus zu erklären vermag, wie



seine Eltern zu ihrer befremdlichen Einstellung zum Nationalsozialismus kommen konnten. Und dass er sich diesem Problem stellt und sich damit auseinandersetzt, zeugt von Einsicht und Reflexion. Dabei ist erkennbar, dass das ungewöhnliche, aber auch nicht ganz unbekannt Verhalten wie das von Walter Herbst dennoch von dem Sohn emotional und verstandesmäßig verarbeitet werden muss.

Dies ist unseres Erachtens seine eigentliche Herausforderung, sie erfordert Zeit und emotionale Anstrengung: Der „Hitlerjunge“ Walter, von Angeboten wie dem Reiten und dem damals vorherrschenden Gemeinschaftsgeist angetan, will mit jeder Faser seines Herzens dazugehören. Dieser Verführung sind seinerzeit viele Jugendliche verfallen. Und obwohl einerseits sehr verletzt und aufgebracht über die Zurücksetzungen in der HJ, der Schule, dem Reichsarbeitsdienst und der Wehrmacht, bringt der junge Walter Herbst nicht die Kraft auf, die einmal vorgefasste Meinung zu revidieren; so stark ist sein Bedürfnis, Mitglied des tonangebenden Kreises zu sein. Folglich deutet er die Fakten um in ihr Gegenteil: So abwegig es klingt, nicht die braunen Volksgenossen sind schuld an seinem Unglück, sondern die eigene, für ihn unattraktive Stammgruppe, der er keinesfalls angehören will.

Mithilfe seiner verstandesmäßigen Projektionen und Verdrängungen war es dem unreifen Jugendlichen gelungen, sein fragwürdiges Weltbild aufrechtzuerhalten, was verständlich ist. Gleichzeitig ist es jedoch nach all der Zeit bemerkenswert, dass die früher erworbene Einstellung und Meinung zur NS-Ideologie sich bei dem erwachsenen Walter Herbst eher noch verfestigt hat, statt dass er die Realitäten anerkennt. Es handelt sich um den bekannten psychischen Mecha-

nismus entsprechend der sprachlichen Wendung, „... weil doch nicht sein kann, was nicht sein darf“.

Veränderungen in den Zwanzigern

Vor ziemlich genau hundert Jahren waren die „Dorf“-Bewohner rund um Sankt Vitalis katholisch und viele in der Landwirtschaft tätig. Juden gab es offenbar keine. Wir hatten früher aber schon einmal darauf verwiesen, dass sich das in einigen Straßen seit Anfang der 1920er-Jahre und danach geändert hatte. So waren zum Beispiel kurz nach dem Ersten Weltkrieg das Carré Linnicher-, Glesser-, Büsdorfer- und Horremer Straße entstanden wie auch die Siedlung Am Serviesberg. Dort war die soziale Zusammensetzung inzwischen uneinheitlich. Es hatten sich Kaufleute, Handwerker, Künstler wie auch Protestanten und eben auch ein paar Familien jüdischer Herkunft, von denen auch schon die Rede war, dort angesiedelt.

In dem Zusammenhang hatten wir an anderer Stelle bereits vermutet, dass das Auf dem Hügel vielleicht ähnlich war, denn auch dieser kleine Straßenzug entstand zwischen 1920 und 1925. Zudem war es so, dass die Bewohner dort immer noch ganz überwiegend katholisch, vermehrt aber auch protestantisch waren. Von der Ehe des selbstständigen Elektrikermeisters Clemens Herbst und seiner von christlich-jüdischen Eltern abstammenden Frau Elisabeth hatten wir dagegen keine Kenntnis, weshalb wir nicht früher über die Familie und deren erlittenen Verfolgungen berichten konnten. Es soll auch nicht vergessen werden zu sagen, dass das Ehepaar Clemens zusammen mit einer Verwandten im gepflegten Familiengrab auf dem alten Müngersdorfer Friedhof bestattet ist.



Nachbemerkung

„Laut über das Unmenschliche reden!“ forderte einer der ehemaligen Internierten des Lagers in einem Beitrag zu den Verbrechen der Nationalsozialisten, worüber wir mit ihm im Gespräch waren. Mit unserer Erinnerungsarbeit versuchen wir seit einigen Jahren, seinem Aufruf zu entsprechen. Im Übrigen weisen wir auch darauf hin, dass er derjenige Überlebende ist, der dankbar an die vielen „stillen Helden“ erinnert, die allein aus menschlicher Überzeugung geholfen haben.

Die gleiche Absicht verfolgen seine ehemaligen Leidensgefährten wie auch die indirekt betroffenen Verwandten, indem sie sich zu Wort melden. Sie warnen und werben um Respekt und Toleranz gegenüber dem Judentum und anderen Minderheiten. Dass dies auch Jahrzehnte nach dem Holocaust immer noch dringend erforderlich ist, zeigen Angriffe auf Juden und jüdische Einrichtungen. Sehr gut im Gedächtnis ist noch der Angriff auf die Synagoge in Halle im Oktober 2019. Es gab zwei Tote, und nur eine stabile Tür verhinderte ein noch viel größeres Unglück. Und als es vor ein paar Monaten Krieg gab zwischen Israel und Hamas, wurden in Deutschland israelische Flaggen verbrannt, Steine auf Synagogen geworfen, antisemitische Parolen skandiert. Mit Recht fordert denn auch Josef Schuster, Zentralratspräsident der Juden, noch mehr Anstrengungen im Kampf gegen Antisemitismus und Rassenhass.

Es genügt offensichtlich nicht, dass Polizeiautos vor jüdischen Einrichtungen Wache

halten. Deshalb muss in den Schulen noch mehr als bisher über das Judentum aufgeklärt und dessen Bedeutung für unser Land vermittelt werden, wozu das Gedenkjahr „1700 Jahre jüdische Geschichte in Deutschland“ ein besonders geeigneter Anlass sein sollte. Sodann ist das NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln erfreulicherweise mit einem Ausbau seiner Gedenkstätte schon weit fortgeschritten; als künftiges großes „Haus für Erinnern und Demokratie“ ist es eine wichtige didaktische Weiterentwicklung der bisher schon sehr bedeutsamen Arbeit, die sich mit ihrem Schwerpunkt gegen demokratiefeindliche Bestrebungen richtet. Mit Projekten und durch Initiativen dieser Art können vor allem junge Menschen in unserer Stadt und weit darüber hinaus zu Unvoreingenommenheit und respektvollem Verhalten anderen gegenüber angehalten werden.

Übernahme der Verantwortung

Niemand der heute Lebenden trägt Schuld an den durch die Nationalsozialisten verübten Verbrechen und der an den Tag gelegten Willkür. Der millionenfache Mord an den europäischen Juden wurde von Vätern und Großvätern begangen, und die Verantwortung dafür geht nicht auf Kinder und Kindeskind über. Gleichwohl ist es so, dass wir mit dem materiellen Nachlass früherer Generationen auch einen Teil ihres ideellen Vermächnisses antreten. Das freilich führt zu der Erkenntnis, dass sowohl die verborgenen wie auch die offenkundigen





Der Gedenkort am Rand des Äußeren Grüngürtels mit der „Wall“ des Künstlers Simon Ungers im Zentrum ist nach einem Jahr seines Bestehens zu einem Raum der Besinnung geworden. Auf Schrifttafeln wird das unbarmherzige Geschehen, das sich dort ereignet hat, erklärt. Letzte Antworten findet jeder aber nur bei sich selbst.

Verletzungen der Vorfahren, zugefügt durch die nationalsozialistischen Machthaber, nicht geheilt sind, sondern nachwirken und weitergegeben werden. Ihre Traumata lasten immer noch auf den Nachgeborenen und beeinträchtigen deren ungehinderte Entfaltung.

Von unserer Vergangenheit vermögen wir uns also nicht zu lösen, und deshalb haben wir auch zu der düstersten Zeit der Geschichte zu stehen. Uns erfüllt sie mit Scham und Trauer. Angesichts dieser Gegebenheiten haben wir uns entschieden, den Teil der Verantwortung zu übernehmen, der

FOTO: UTE PRANG

uns als heutigen Müngersdorfer Bürgerinnen und Bürgern zukommt. Denn hier war das Lager, mit dem wir für immer in Verbindung gebracht werden, wie unser Land auch immer das Land der Täter sein wird. Aus dieser Gewissheit sind der Gedenkort am Rand des Äußeren Grüngürtels und auch diese Schrift entstanden. Mit unserer Arbeit wollen wir an die vielen unglücklichen Menschen erinnern, die hier unbeschreiblich gelitten haben. Gleichzeitig ist es unser Ziel, Zeichen zu setzen gegen Antisemitismus und rechtes Gedankengut in unserer Zeit.





Anmerkungen, Fußnoten

S. 8: Einleitung

1 „Holocaust und wir“ – Öffentliche Diskussion im Jugendheim St. Vitalis am 23. März 1979, Teilnehmer: Dr. G. Rohrbach, vormals WDR Köln, Pater Dr. Eckert OP, Erich Kock, Schriftsteller, Leitung: G. Reinhold, StD

Anm.: Erich Kock wohnte in der Wendelinstraße, er ist vor einigen Jahren verstorben.

2 Erich Kock: Über manches ist Gras gewachsen – Versuch einer Annäherung, in: 1000 Jahre Müngersdorf 980-1980, hrsg. v. Bürgerverein Köln-Müngersdorf e.V., o.J. (1980), S. 88ff.

3 Martin Stankowski: Von Böll ist nichts zu finden (mit elf Fotografien von Eusebius Wirdeier), in: Heinrich Böll und Köln, hrsg. v. Viktor Böll, Köln 1994, S. 296ff.

4 Kurt Schlechtriemen: Opfer des Nationalsozialismus in Köln-Müngersdorf, hrsg. v. Bürgerverein Köln-Müngersdorf e.V., o.J. (2017)

5 Gedenkort Deportationslager Köln-Müngersdorf 1941-1945 – Wider das Vergessen, hrsg. v. Bürgerverein Köln-Müngersdorf e.V., o.J. (2020)

S. 10-15: Errichtung und Betrieb des Lagers

6 Vgl. Werner Jung: Köln im Nationalsozialismus, in: Carl Dietmar, Werner Jung: Köln – Die große Stadtgeschichte, Essen 2015, S. 413

7 Martin Rüther: Köln im Zweiten Weltkrieg – Alltag und Erfahrungen zwischen 1939 und 1945, Köln o.J. (2005), S. 152

8 Anm.: Diese Begründung gibt der Gauleiter Josef Grohé in einer Hass-Rede vom 28. September 1941; abgedruckt in der Rede Dr. Werner Jung, in: Gedenkort Deportationslager, a.a.O., S. 18f.

9 Zvi Asaria: Die Juden in Köln – Von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Köln 1959, S. 386

10 Anm.: Zu den Darlegungen des Kapitels „Deportationslager Müngersdorf“ referieren wir Birte Klarzyk:

<https://museenkoeln.de/ns-dokumentationszentrum/default.aspx...>, S. 1ff. (18. 9. 2020) – Anm.: Die Autorin verfügt über die neuesten Forschungsergebnisse zu dem Thema.

11 Vgl. auch Klarzyk, ns-dokumentationszentrum, a.a.O., S. 3

12 Ebd., S. 4

13 Horst Matzerath: Köln in der Zeit des Nationalsozialismus 1933-1945, Köln o.J. (2009), S. 408

14 Horst Matzerath: Die jüdischen Opfer des Nationalsozialismus aus Köln – Gedenkbuch (NS-Dokumentationszentrum Köln), Köln, Weimar, Wien 1995, S. 536-547

15 Ebd., S. 539

16 Matzerath, Nationalsozialismus, a.a.O., S. 410

17 Ebd., S. 381f.

18 Klarzyk, museenkoeln.de, a.a.O., S. 4

19 Vgl. Hilde Nathan: Überlebt zu dritt – Ein Augenzeugenbericht, unv. Man., NS-Dokumentationszentrum Köln, S. 51

20 Ebd., S. 61

21 Dietmar, Jung: Stadtgeschichte, a.a.O., S. 297

22 S. auch Karola Fings: Messelager Köln – Ein KZ-Außenlager im Zentrum der Stadt, Köln 1996, Kapitel „SS- und Polizeibewachung“, S. 62f. – Die Zustände dürften in Müngersdorf ähnlich wie im Messelager gewesen sein; bei Fings heißt es u.a.: Zahlreiche ehemalige Häftlinge berichten übereinstimmend, daß die Brutalität der Bewacher parallel zu dem für das Deutsche Reich immer schlechteren Kriegsverlauf und der zunehmenden Zerstörung der Stadt Köln durch Bombenangriffe abnahm.“

23 Gabriele Lotfi: KZ der Gestapo – Arbeiterziehungslager im Dritten Reich, Stuttgart, München 2000, S. 297

Anm.: In Kap. „Von Lager zu Lager“ beziehen wir uns ausschließlich auf Lotfi, Gestapo, a.a.O., S. 297ff.

24 Ebd., S. 297 – Anm.: Lotfi erwähnt zudem, dass schon am 26. 2. 1945 eine weitere Gruppe u.a. „halb-jüdischer Männer und Frauen aus Müngersdorf“ unter größten Schikanen ins Gefängnis Klingelpütz kamen; sie mussten sich am 2. und 5. März mit mehreren Hundert anderen Gefängnisinsassen ebenfalls nach Hunswinkel schleppen.

25 Ebd., S. 300

26 Ebd., S. 301

S. 16-19: Blick auf die Mehrheitsbevölkerung

27 Matzerath, Nationalsozialismus, a.a.O. S. 421f.



28 Heinrich Böll, der lange in Müngersdorf lebte, sprach noch nach dem Krieg von „gewundenen Straßen“, von „Frauen, die Tag für Tag mit dem Gebetbuch unterm Arm morgens zur Messe, nachmittags zur Andacht gehen“ wie auch von den „alten Fachwerkhäusern, aus denen sie kommen“, in: Heinrich Böll: Aufsätze, Kritiken, Reden, Köln 1967, S. 160

29 Max-Leo Schwering: Köln-Braunsfeld – Melaten – Publikationen des Kölnischen Stadtmuseums, Band 6, hrsg. von Werner Schäfke, Köln 2004, S. 198 – Anm.: Kardinal Frings war bis 1937 Pfarrer in St. Josef, Köln-Braunsfeld.

30 Leo Ditges: Pfarrchronik für die Zeit von 1944 an, Manuskript der Pfarrei St. Vitalis Köln-Müngersdorf (o.D.), verfasst etwa 1946, niedergelegt in „Buch der Erstkommunikanten“

31 S. auch Rüter, Weltkrieg, a.a.O., S. 151: Erwähnt ist eine Kaholikin, die 1941/42, als die Juden aus ihren Wohnungen vertrieben wurden, dafür betet, der Krieg möge gewonnen werden. „Doch weder von ihr ...“, so der Autor, „noch auf den Kanzeln der zahlreichen Kölner Kirchen oder an sonst einer öffentlichen Stelle wurden in die Sorgen, Gebete und Reden auch jene Mitbürger eingeschlossen, für die das neue Jahr begann, wie das alte geendet hatte, nämlich in menschenunwürdiger, verzweifelter Lage mit der unausweichlichen Katastrophe vor Augen.“

32 Matzerath, Nationalsozialismus, a.a.O., S. 409

33 Wilfried Stricker: E-Mail 5. November 2020

34 Karola Fings: Messelager Köln – Ein KZ Außenlager im Zentrum der Stadt, Köln 1996, S. 147f.

Anm.: Fings zitiert einen Augenzeugen: „In der Messe brannte das Lager für Gefangene ab, und am Abend sahen wir den traurigen Zug der Gefangenen in Holzpantinen, von Polizei mit Karabiner begleitet, zu ihrem neuen Gefängnis in Müngersdorf wandern.“

35 Abgedruckt in Kurt Schleichtriemen: Eine Zeitzeugin meldet sich zu Wort, in: Müngersdorf im Blickpunkt, Heft 1, September 2002, hrsg. v. Bürgerverein Köln-Müngersdorf e.V., S. 24f.

36 Hans Clemens: Müngersdorf im Spiegel der Geschichte, Köln 1968, S. 182f.

37 Anm.: Heute befindet sich dort die LVR-Schule für Körperbehinderte

38 Matzerath, Nationalsozialismus, a.a.O., S. 378f.

39 Ebd., S. 441

40 Ebd., S. 446

41 Ebd., S. 443 – Anm.: Auch aus Raumgründen ist es erforderlich, dass wir nur die katholische Kirche

in den Blick nehmen; andere Konfessionen leisteten weniger Widerstand.

42 Britta Bopf: „Arisierung“ in Köln – Die wirtschaftliche Existenzvernichtung der Juden 1933-1945, Köln 2004, S. 290

43 Ebd., S. 289

44 Ebd., S. 302

45 Ebd., S. 303

S. 26-31: Fritz Remmel

46 Zange ist ein westlicher Stadtteil von Siegburg; dort ist heute noch die Grundschule.

47 Im „Wald von Blagowschtschina“ fanden unbeschreibliche Mordaktionen der SS statt. Mindestens 60.000 Menschen wurden hier erschossen oder starben durch Gas. Der Ort befindet sich in Weißrussland in der Nähe von Kiew.

48 Siehe Jan Tiemann: Vertrieben Versteckt Vernichtet – Ein Zeitzeugengespräch aus Siegburg, in: Heimatblätter des Rhein-Sieg-Kreises, 78. Jahrgang 2010, S. 154-173

49 Hartmut Unger: „Laut über das Unmenschliche reden!“ – Mit dem Vater dem Barackenlager entkommen, in: „Gedenkort Deportationslager Köln-Müngersdorf 1941-1945, hrsg. v. Bürgerverein Köln-Müngersdorf o.J. (2020), S. 34

S. 38-45: Otto und Hartmut Unger

50 S. auch die Biografie von Fritz Bilz: Otto Unger – Von Nazis verfolgt Im Versteck überlebt Demokratie gelehrt, hrsg. v. Werkstatt für Zeitgeschichte Köln-Brück e.V., Köln 2020

51 Nach Kriegsende hat Karl Keller in Köln eine wichtige Rolle gespielt: Er war eng befreundet mit Heinrich Böll und Paul Schallück, beide wohnten in der Belvederestraße; alle drei gehörten 1959 zu den Gründern der Kölner Bibliothek Germania Judaica. Die Freundschaft zwischen den Familien Unger und Keller besteht bis heute: Crischa Siegel, Köln-Weidener Künstlerin und Tochter der Eheleute Keller, hat uns auf Hartmut Unger aufmerksam gemacht und den Kontakt ermöglicht.

S. 60-69: Max Joski

52 Anm.: Ostermann war Mitglied der NSDAP; siehe Carl Dietmar: Kölner Mythen – Wie die Kölner sich ihre Wahrheit(en) basteln, Köln 2005, S. 86

53 Orthografie und Interpunktion der handschriftlichen Fassung sind in der digitalen Umschrift der heutigen Schreibweise behutsam angeglichen.



Literaturliste

Asaria, Zvi: Die Juden in Köln – Von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Köln 1959

Bilz, Fritz: Otto Unger – Von Nazis verfolgt Im Versteck überlebt Demokratie gelehrt, hrsg. v. Werkstatt für Zeitgeschichte Köln-Brück e.V. 2020

Böll, Heinrich: Aufsätze, Kritiken, Reden, Köln 1967

Bopf, Britta: „Arisierung“ in Köln – Die wirtschaftliche Existenzvernichtung der Juden 1933-1945, Köln 2004

Clemens, Hans: Müngersdorf im Spiegel der Geschichte, Köln 1968

Corbach, Dieter: 6.00 Uhr ab Messe Köln-Deutz – Deportationen 1938-1945, Köln 1994

Dietmar, Carl: Kölner Mythen – Wie die Kölner sich ihre Wahrheit(en) basteln, Köln 1996

Dietmar, Carl und Jung, Werner: Köln – Die große Stadtgeschichte, Essen 2015

Fings, Karola: Messelager Köln – Ein KZ-Außenlager im Zentrum der Stadt Köln, Köln 1996

Gedenkort Deportationslager Köln-Müngersdorf 1941-1945 – Wider das Vergessen, hrsg. v. Bürgerverein Köln-Müngersdorf e.V., o.J. (2020)

Klarzyk, Birte: <https://museenkoeln.de/ns-dokumentationszentrum/default.aspx>

Kock, Erich: Über manches ist Gras gewachsen – Versuch einer Annäherung, in: 1000 Jahre Müngersdorf 980-1980, hrsg. v. Bürgerverein Köln-Müngersdorf e.V., o.J. (1980)

Lotfi, Gabriele: KZ der Gestapo – Arbeitserziehungslager im Dritten Reich, Stuttgart, München 2000

Matzerath, Horst: Die jüdischen Opfer des Nationalsozialismus aus Köln – Gedenkbuch (NS-Dokumentationszentrum Köln), Köln, Weimar, Wien 1995

Matzerath, Horst: Köln in der Zeit des Nationalsozialismus 1933-1945, Köln o.J. (2009)

Nathan, Hilde: Überlebt zu dritt – Ein Augenzeugenbericht, unv. M. (NS-Dokumentationszentrum Köln)

Rüther, Martin: Köln im Zweiten Weltkrieg – Alltag und Erfahrungen zwischen 1939 und 1945, Köln o.J. (2005)

Schlechtriemen, Kurt: Opfer des Nationalsozialismus in Köln-Müngersdorf 1941-1945, hrsg. v. Bürgerverein Köln-Müngersdorf e.V., o.J. (2017)

Schlechtriemen, Kurt: Eine Zeitzeugin meldet sich zu Wort, in: Müngersdorf im Blickpunkt, Heft 1, September 2002, hrsg. v. Bürgerverein Köln-Müngersdorf e.V.

Schwering, Max-Leo: Köln-Braunsfeld – Melaten – Publikationen des Kölnischen Stadtmuseums, Bd. 6, hrsg. v. Werner Schäfke, Köln 2004

Stankowski, Martin: Von Böll ist nichts zu finden (mit elf Fotografien von Eusebius Wirdeier), in: Heinrich Böll und Köln, hrsg. v. Viktor Böll, Köln 1994

Tiemann, Jan: Vertrieben Versteckt Vernichtet – Ein Zeitzeugengespräch aus Siegburg, in: Heimatblätter des Rhein-Sieg-Kreises, 78. Jahrgang 2010

Unger, Hartmut: „Laut über das Unmenschliche reden!“ – Mit dem Vater dem Barackenlager entkommen, in: Gedenkort Deportationslager Köln-Müngersdorf 1941-1945, hrsg. v. Bürgerverein Köln-Müngersdorf e.V. 2020



Impressum

**„Laut über das Unmenschliche reden!“
Lebensgeschichten zum Deportationslager
Köln-Müngersdorf 1941-1945
Kurt Schlechtriemen**



Herausgeber:
Bürgerverein Köln-Müngersdorf e.V.
Kirchenhof 4 | 50933 Köln-Müngersdorf
T 0221 - 49 56 16
info@bvm.koeln | www.bvm.koeln
www.buergerverein-koeln-muengersdorf.de

Redaktion:
Hildegard Jahn-Schnelle
Kurt Schlechtriemen

Wissenschaftliche Beratung:
Birte Klarzyk, Historikerin,
NS-Dokumentationszentrum

Gestaltung: Monika Frei-Herrmann
www.frei-herrmann.de

Druck:
HEWEA-Druck GmbH | Haldenstraße 15 |
45966 Gladbeck
T 020 43 - 4 60 06 | www.heweadruck.de

Herstellung und Druck dieser Broschüre
wurden durch großzügige Spenden
ermöglicht.

Umschlag-Foto: Irina Schlechtriemen

© 2021

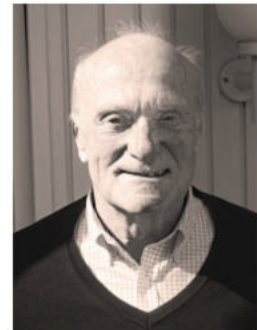
ISBN 978-3-00-069209-3

Der Autor

Kurt Schlechtriemen ist 1939 in Katzwinkel an der Sieg geboren und verbrachte dort seine Jugend. Von Kriegseinwirkungen verschont geblieben, erinnert er sich doch gut an Ereignisse und Atmosphäre jener Zeit.

Er studierte Deutsch an der Universität zu Köln sowie Sonderpädagogik und unterrichtete an verschiedenen Gymnasien, die längste Zeit an der Gymnasialen Oberstufe der Anna-Freud-Schule (Förderschule/Körperbehinderte) in Köln-Müngersdorf, wo er auch wohnt.

Er ist Mitglied des Bürgervereins Köln-Müngersdorf sowie Mitbegründer und Autor von dessen Halbjahresschrift „BlickPunkt Müngersdorf“.



Kurt Schlechtriemen

Weitere Titel zum Deportationslager



Opfer des Nationalsozialismus in Köln-Müngersdorf Betroffene und Zeitzeugen kommen zu Wort

Kurt Schleichriemen
2017 | 96 Seiten | Gebunden, Pappband mit
ausklappbaren Karten
Bürgerverein Köln-Müngersdorf e.V.
ISBN 978-3-00-057778-9

Aus dem Inhalt

Teil 1: Verfolgung und Deportation | Beginn
der Leidenswege | Ausgrenzung und Ent-
rechtung | Müngersdorf im Nationalsozia-
lismus | Auftakt zum Massenmord |
Teil 2: Vier Leidenswege | Hilde Nathan |
Wilma Deckert | Renée Düring | Ehepaar
Stoffels |

*Die Broschüren sind beim Bürgerverein, info@bvm.koeln
oder beim örtlichen Buchhandel erhältlich.*

Gedenkort Deportationslager Köln-Müngersdorf 1941-1945 Wider das Vergessen

Reden zur Einweihung und Informationen
zu den geschichtlichen Hintergründen des
Lagers und zur Entstehung des Gedenkorts
2020 | 80 Seiten | Gebunden, Pappband
Bürgerverein Köln-Müngersdorf e.V.
ISBN 978-3-00-065768-9

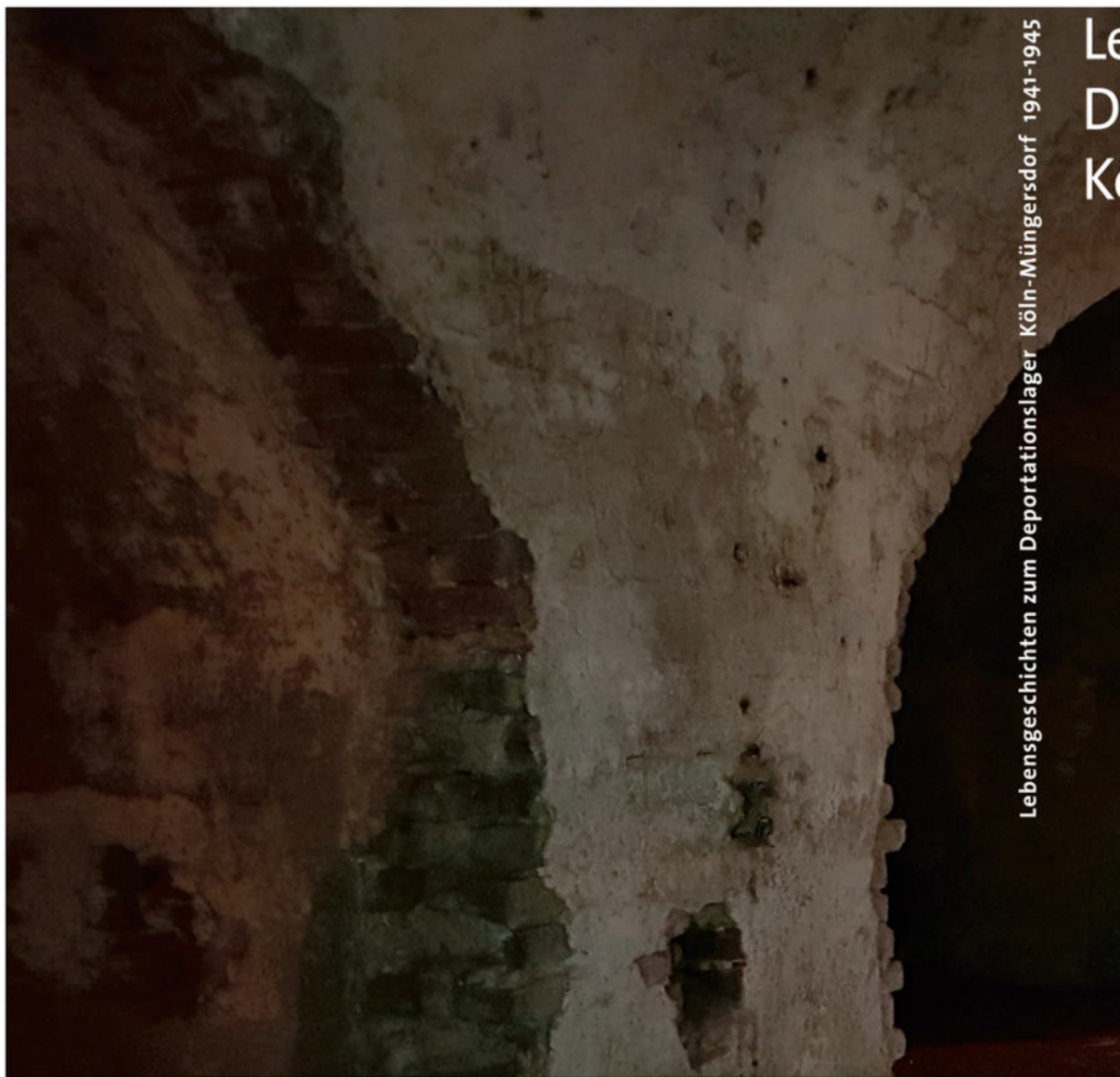
Aus dem Inhalt

Teil 1: Die abgesagte Einweihung | Geplante
Reden zur Einweihungsfeier
Teil 2 | Informationen zum Gedenkort | Zur
Geschichte des Sammellagers 1941-1945 |
Stationen auf dem Weg zum Gedenkort |
Konzeption des Gedenkorts | Simon Ungers-
schuf die Skulptur | Bau und Herstellung |



Die Aufnahme stammt von einem unbekanntem ehemals in Fort V Internierten. Es ist eines von zweien überhaupt, die es gibt. Die Bilder wurden uns freundlicherweise von der Synagogengemeinde zum Abdruck überlassen.

Lebensgeschichten zum
Deportationslager
Köln-Müngersdorf 1941-1945



Lebensgeschichten zum Deportationslager Köln-Müngersdorf 1941-1945

Bürgerverein Köln-Müngersdorf e.V.

ISBN 978-3-00-069209-3